

Koloniale Ermächtigungen

Die ›indigene Sicht‹ aufs Dorf? Franz Michael Felder

Claudia Stockinger

1. Grundlegung

Das Dorf des 19. Jahrhunderts ist eine koloniale Ermächtigungsphantasie – so lautet die grundlegende These meines Beitrags. Für die aktuell gängigen Erklärungsangebote hat dies weitreichende Konsequenzen: Wer nämlich davon ausgeht, dass die kulturell bis heute wirkmächtigen Parameter des Dorf-Skripts in der Literatur des 19. Jahrhunderts geformt und ausdifferenziert wurden,¹ muss diese dann zugleich als Ergebnis kolonialistisch fundierter Aushandlungsprozesse zu beschreiben versuchen. An der Erzeugung dieses Skripts sind in je eigener Intensität ganz unterschiedliche Akteur*innen beteiligt, materielle wie immaterielle, menschliche wie nichtmenschliche:² Schriftsteller*innen, Verleger*innen oder Leser*innen, Technologien, Vertriebswege, rechtliche Bestimmungen oder die Rezeption steuernde Institutionen (wie Leihbibliotheken) etc. Eine mediale Schlüsselrolle kommt der ab Ende der 1830er Jahre sich ausbildenden Erzählgattung ›Dorfgeschichte‹ zu, deren jeweilige Publikationsumgebungen die persuasive Kraft des entstehenden Skripts noch weiter profilieren und unterstützen. So trifft eine im »Familienblatt« *DIE GARTENLAUBE* in seriellen Stückelungen veröffentlichte und zugleich weltweit verbreitete Dorfgeschichte auf vielerlei weitere Ausgestaltungen des Ländlichen in fiktionaler wie faktueller Form. Sie ist damit Teil eines *Global-Village*-Konzepts, das die Nationenbildungsprozesse seit 1850 nachhaltig bestimmt.³

Die Autor*innen von Dorfgeschichten nehmen vor diesem Hintergrund mithin eine besondere Akteur*innen-Position ein. Zumeist ist ihnen ›das Dorf‹ aus eigener Anschauung (etwa qua früher Sozialisation) zum einen zwar sehr vertraut. Zum anderen haben sie es im weiteren Verlauf ihrer Lebens- (und Bildungs-)Geschichte dann aber bereits endgültig hinter sich gelassen. Der bedeutendste, bis heute meist rezipierte Dorfgeschichten-Erzähler des 19. Jahrhunderts, Berthold Auerbach, machte bekanntlich diese spezifische Mittler-Position, die Fähigkeit zur »double vision« (Donovan 2010: 2), zur

1 Vgl. Nell/Weiland 2014: 24ff.

2 Vgl. Latour 2010: 25.

3 Vgl. Stockinger 2018a.

unabdingbaren Voraussetzung angemessenen Dorferzählens. Programmatisch und mit Blick auf eine möglichst umfassende Zielgruppe heißt es dazu in »Vorreden spart Nachreden«, dem Vorwort zur Buchausgabe der **SCHWARZWÄLDER DORFGESCHICHTEN**:

»Fern von ihrem Schauplatze sind diese Darstellungen aufgenommen und ausgeführt worden [...]. Einer Seits nicht mitten aus dem Bauernleben heraus, anderer Seits nicht vom städtischen Gesichtspunkte befangen.« Schließlich sollen sich »sowohl Städter als Landbürger [...] ihnen mit Interesse zuwenden können« (Auerbach 2014: 255).

Auf welcher Seite des kolonialen Spektrums sich die Autor*innen von Dorfgeschichten aufzuhalten, wäre jeweils – sei es typologisch, sei es im Einzelfall – zu klären. Auch Auerbachs gerade angespielte Poetologie der distanzierten Nähe gibt darauf keine von vornherein einsinnige Antwort. Sind Autor*innen, denen eine vergleichbare Mittler*innen-Position zukommt, (post-)kolonial geprägt? Wie sieht es bei Autor*innen aus, die das Dorf kaum oder gar nicht aus eigener Anschauung kennen, und wie bei denjenigen, die das Dorf nie verlassen haben? Gerade auf die letztgenannte Gruppe richtet mein Beitrag sein Augenmerk, genauer auf das (seltene) Phänomen des dichtenden Landwirts. Treibt dieser die Kolonialisierung voran oder lässt er sie über sich ergehen? Ist er eher Produkt bzw. Objekt oder eher Subjekt der Kolonialisierung? Exemplarisch möchte ich diesen Fragen am ›Fall‹ des im Vorarlbergischen tätigen Bauern Franz Michael Felder nachgehen, dem es gelungen ist, sich mit seinen Dorferzählungen in die Literaturgeschichte der Gattung einzuschreiben.

Auerbach und Felder stehen für zwei unterschiedliche Positionen des Spektrums literarischer Dorfproduktion: Auerbach für die (erfahrungs- und anschauungsgesättigte) Außensicht, Felder für die Innensicht aufs Dorfgeschehen. Gleichwohl ist beiden in biographischer Hinsicht ein Außenseiterstatus eigen: Auerbach aufgrund seiner jüdischen Herkunft in einer christlichen Mehrheitsgesellschaft, Felder aufgrund seiner literalen Existenz in einer überwiegend a-literalen Umgebung. Auch in das Figurenarsenal des Dorfgeschehens selbst ist der Außenseiter typischerweise eingetragen: **DER TOLPATSCHE** (Auerbach 1981) oder **SONDERLINGE** (Felder 2020) gehören so zum Dorf wie der Lehrer, Schultheiß oder Pfarrer, der Dorfkrug, die Linde oder die Äcker und bestellten Gärten etc.

Auf Ebene der in den Geschichten verhandelten Gegenstände wird den Außenseiter*innen nicht nur – wie dem Dorf an sich – eine spezifische politische, wirtschaftliche, kulturelle Lebens- und Ausdrucksweise oktroyiert. Sie werden ausgebeutet, als Ware behandelt, von Bildung ferngehalten, können die eigene Wohnung nicht frei bestimmen (haben also nicht überall Heimatrecht), sind abhängig von Gutsherren und Arbeitgebern oder Ehemännern und Vätern. Auf Ebene der Produktion lässt sich beobachten, dass sie Literatur hervorbringen, in die das Kolonisiertwerden als Ergebnis einer territorialen Ermächtigungspolitik durch ein dominierendes Zentrum eingetragen ist.⁴ Darüber hinaus sind von dieser Ermächtigung aus meiner Sicht sämtliche Beziehungsgeflechte schon

4 Darauf macht Josephine Donovan (unter Berufung auf Bill Ashcrofts, Gareth Griffiths und Helen Tiffins Studie **THE EMPIRE WRITES BACK**, 1989) aufmerksam, vgl. Donovan 2010: 5.

innerhalb der dörflichen Sozialität bestimmt, die sowohl in geschlechtlicher oder generationeller als auch in politischer, wirtschaftlicher oder religiöser Hinsicht auf einer als überkommen behaupteten patriarchal-hierarchischen Ordnung beharrt.⁵

Dagegen fokussiert Donovans verdienstvoller Ansatz, der eine von der postkolonialen Theorie inspirierte Perspektive auf die Dorfgeschichte des 19. Jahrhunderts bietet, die Kolonialisierung der provinziellen Regionen im Zuge der Modernisierungsprozesse des 19. Jahrhunderts: Diese seien von dominanten, für ›hochwertiger‹ angesehenen Zentren ausgegangen, gesteuert und dadurch allererst als peripher ausgewiesen worden. Im Zuge dessen hätten sie sich in Abgrenzung zu den als Zumutung erfahrenen Ermächtigungen des ›imperialen Zentrums‹ definiert und behauptet. Rurale bzw. lokale Literatur wird in diesem Zusammenhang als ›Üersetzerin‹ zwischen hegemonialen und kolonisierten Räumen lesbar, die dadurch koloniale Machthierarchien und urbane Normsetzungen hinterfragt.⁶ Die Darstellung des Ländlichen als Teil einer ruralen, regionalen und marginalisierten Lebenswelt wird so nicht nur vor dem Hintergrund des Oppositionspaars ›städtisch vs. ländlich‹, sondern auch ›hegemonial vs. subaltern‹ erhellt.

Wie bereits angedeutet gilt es Donovans Vorschlag zu erweitern. Aus meiner Sicht lassen sich im Medium des Dorferzählens zwei koloniale Bewegungen beobachten, die ich versuchsweise als ›dorflinterne‹ und ›dorfxexterne‹ Ermächtigungsprozesse bezeichnen möchte. Diese scheinen sich auszuschließen, sind aber weder mit ›vormodern‹ (als Insinuation für Dörflichkeit) noch ›modern‹ (als Insinuation für Urbanität) angemessen bezeichnet,⁷ sondern bilden sich aufeinander ab. Beide Seiten, die ich im vorliegenden Fall am Beispiel der Aushandlungen zwischen dem Leipziger Germanisten Rudolf Hildebrand und dem Vorarlberger Landwirt Franz Michael Felder ins Spiel bringen werde, arbeiten sich aneinander ab, akkommunieren sich zu Teilen und erzeugen so Neues. Auf lange Sicht zeitigen gerade solche Rückkopplungen Effekte, die unter den Rahmenbedingungen des Industrie-Kapitalismus als sich durchsetzender Wirtschaftsform und der Naturwissenschaften als dominant werdender Epistemologie typischerweise als ›modern‹ gelten: Rationalisierung und Homogenisierung, Zentralisierung und Bürokratisierung, Standardisierung und Uniformisierung etc.⁸ Gerade am dafür funktional-essenziellen Phänomen des Außenseiters lässt sich dies zeigen. Mir stellen sich dabei vor

5 Donovan weist zwar darauf hin, dass »the situation of women« (Donovan 2010: 11) zu den zentralen Themen der ›lokalen Literatur‹ gehört und führt dies am Beispiel der Autorin Sarah Orne Jewett vor (ebd.: 12–21); wie sich territoriale und soziale Fragen im postkolonialistisch inspirierten Ansatz zueinander verhalten, bleibt aber unterbelichtet.

6 »[I]n the construction of modern nation-states, regions within states were culturally colonized; that is, held up as inferior to externally imposed cultural standards of modernity, to which regional natives were urged instead to conform.« (Ebd.: 1) – Die Formulierung des Gedankens ist dem gemeinsam mit Willi W. Barthold verfassten Antrag auf Einwerbung einer DFG-Sachbeihilfe »Die Entgrenzung des Ruralen. Transformationen von Ländlichkeit und ruralen Räumen in der deutschsprachigen Literatur vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart« (DFG-Kennziffer STO 870/5-1) entnommen; eine erste Erprobung bietet Barthold 2021.

7 In modifizierender Abgrenzung zu Donovan: »At its best, however, regional or local-color literature (in Germany as well as in the U. S. and elsewhere) simply explored the clash between modern and pre- or antimodern without overly romanticizing or mystifying rural life [...].« (Donovan 2010: 11)

8 Vgl. ebd.: 5–9.

allem Fragen wie: Welche Beobachtungshaltung liegt der Dorferzeugung zugrunde? Verdoppelt die Produktion des Dorfskripts reale Ermächtigungen, indem sie diese in der Literatur fortsetzt? Entstehen die Geschichten im Zeichen von Subversion und Selbstbehauptung oder von Affirmation und Bestätigung der (dorfxtern wie dorfintern zu bestimmenden) Machtverhältnisse?

Weder repräsentieren die bäuerlichen Bevölkerungsschichten stets die Gruppe der Kolonisierten, noch bilden die Bewohner*innen der urbanen Zentren ausschließlich die Gruppe der Kolonialisierenden ab.⁹ Wechselseitige kulturelle Übernahmen, aus denen Neues hervorgeht und die deshalb als Überformungen beschreibbar sind, behaupten sich (ländlich wie städtisch) zwischen den Generationen und Geschlechtern auf ebenso nachhaltige Weise wie zwischen peripheren und zentralen Räumen. Donovans an Edmund Burkes *REFLECTIONS ON THE REVOLUTION IN FRANCE* geschulte Beobachtung, dass im Zuge der Modernisierung das Regionale im Nationalen zum Verschwinden gebracht wurde,¹⁰ spiegelt nur die eine Seite der Medaille. Stattdessen – so die andere Seite – profilierte das deutschsprachige Dorferzählen auf allen Ebenen einen Regionalismus der Nation. Die Dorferzählungen des 19. Jahrhunderts sind geradezu erpicht darauf, die eigene regionale Herkunft u.a. aus dem Schwarzwald (Auerbach), dem Elsass (Alexander Weill) oder dem Westfälischen (Louise Otto, Annette von Droste-Hülshoff) auszustellen, *weil* Nation als emergentes Gebilde aufgefasst wird – es sei denn, sie setzten das Nationale als allgemein adressierbare Größe deshalb programmatisch voraus, um sich überregional gültigen Themen zuwenden zu können (ein Beispiel ist die sozialkritische Anlage der Dorfgeschichten Carl Arnold Schloenbachs). Dass nicht wenige Dorferzählungen zumeist auch oder gar bevorzugt in Zeitschriften publiziert wurden, unterstützte und beschleunigte diese Prozesse noch, für die gerade die zeitgenössischen Familienblätter ein höchst wirksames, populäres Instrument darstellten: Sie installierten ein Skript »deutsche Nation«, indem sie »das Deutsche« mittels serieller Wiederholung und Variation der Formate über eine ganze Reihe von »Vaterländern« veranschaulichten (so *DIE GARTENLAUBE* in der Langzeitserie *LAND UND LEUTE*).¹¹ Zwar sollte sich die bildende Nation im Prozess ihrer immer wieder stockenden, zugleich stets gewaltförmigen Durchsetzung so als ein Gebilde realisieren lassen, das mehr ist als die bloße Summe seiner Teile. Die Teile behaupteten aber zugleich stets ihr Recht – zumal in den massenmedial wirksamen Verhandlungen des Themas.

Für die hier grundgelegte These von der Dorfgeschichte als einer kolonialen Ermächtigungsphantasie ist – wie bereits erwähnt – die sowohl auf Produktions- als auch Gegenstandsebene angesiedelte Außenseiter-Konfiguration konstitutiv. Diese ist, so eine weitere These, selbst wieder Effekt jener Ungleichheitsverhältnisse, die sie zum Ausdruck bringt. Gerade Berthold Auerbach gehört zu jenen gebildeten Männern der Mittelschicht, die »das Andere« aus der Distanz, aus der Position eines Gegenübers, *als Anderes* in den Blick nehmen, sei es kritisch, sei es affirmativ, sei es zum Zweck der Aufklärung und mit gesellschaftspolitischer Agenda, sei es aus Gründen der Unterhaltung

9 Vgl. dagegen ebd.: 2.

10 »[...] that the people should no longer be Gascons, Picards, Bretons, Normans, but Frenchmen« (zit.n. ebd.: 5).

11 Vgl. Stockinger 2018a: 39.

und/oder des Geldverdienens, sei es um abzuschrecken. Auch der ›Bauern-Dichter‹ Feller muss sich immer wieder von der Innensicht lösen, um eine Beschreibungssprache für die Verhältnisse zu finden, in denen er lebt – ich komme darauf zurück.

Geht es z.B. um Abschreckung, erhellen die Texte nicht selten den gesellschaftlichen Fehlschluss, die äußerlich ungepflegte Erscheinung der Armut als Ausdruck eines moralischen Defizits zu deuten und den Armen in der Folge als Bedrohung für die gesellschaftliche Ordnung anzusehen. Ungerechte Verhältnisse verschulden ein äußeres Erscheinungsbild, das dann den Armen selbst angelastet wird. Dies bringt etwa die Darstellung des Elends in Schloenbachs Dorfgeschichte *DIE ZWÖLF APOSTEL* auf den Punkt, die eine Gruppe halbverhungerter Arbeitssuchender ins erzählerische Bild setzt, und zwar anhand ihrer

»blutigen, mit Frostbeulen behafteten Füße ohne Strümpfe, in Holzschuhen mit Schnee ausgefüllt [...] und oft blieb die Haut daran kleben. Um den Hals hatten die Leute Stroh gewunden [...] und die Gesichter durfte man nicht waschen, der Schmutz darauf hielt ja warm. So mochte man sie wohl für Vagabunden oder wenigstens für liederliche Subjekte halten, und sie waren doch nur arm.« (Schloenbach 1981b [1848]: 244)

Wie sich die Kolonialisierung in die Körper, Weltanschauungen und Lebensweisen der Kolonialisierten (also der Unterdrückten) eingeschrieben hat, wird hier veranschaulicht. Indem Schloenbachs Erzählung ohne jede Beschönigung den Opferstatus der Unterdrückten fokussiert, liefert sie einen Begründungszusammenhang für ihren Aufruf zur Revolte. Die verzweifelten Männer setzen sich gewaltsam zur Wehr. Wie die Jünger Jesu ziehen die Zwölf aus, um eine (wenngleich keine Frohe) Botschaft zu verkünden. Das »Feuer« des »Heiligen Geist[es]« (Ap 2, 3–4) wird dabei ins Wörtliche transferiert (»Wir wollen Apostel sein und *mit feurigen Zungen* reden«; Schloenbach 1981b [1848]: 249) und die Dorfgeschichte so zur Warnschrift an die Mächtigen der Zeit: »Schon nach einigen Tagen hörte man bald hier bald da von Feuersbrünsten, fast immer bei reichen Leuten, und daß das Volk dazu gekommen wär, um sich daran zu wärmen und zu holen, was es kriegen könnte.« (Ebd.: 249f.)

Darüber hinaus lässt sich bereits an den Dorfgeschichten des 19. Jahrhunderts beobachten, dass (und wie) Kolonialisierung zu einer spezifischen Kolonial-Existenz führen kann, zu einer Existenz, in der Ablehnung und Aufstand sowie Selbsthass und Überanpassung gleichzeitig, nebeneinander sowie gegeneinander vorhanden sind und enorme Spannungen hervorrufen. Während der Bauer noch unterdrückt wird, gibt er dazu seine Zustimmung – das verdeutlicht der Erzähler von Schloenbachs Dorfgeschichte *DIE HASENSCHLINGE* unmissverständlich in zynischer Drastik. Während einer Jagdgesellschaft, bei der »die vornehmen Herren in pelzverbrämten Röcken, mit weichen warmen Handschuhen, durch und durch wattiert« den »Kanailen von Bauern in zerrissenen Schuhen« gegenüberstehen, die »oft ohne Strümpfe, in den dünnen, blauen Kitteln durch Schnee und Dreck, Gebüsch und Dorn, von den Förstern selbst wie Hasen gejagt, daherkeuchten, und die von den Früchten ihres Schweißes wohlgenährten Tiere zum Schuß jagten«, erlaubt sich »ein lustiger Graf« einen Spaß mit einem Bauernjungen, der dabei verletzt

wird: »Der Herr Graf hielt sich den Bauch vor Lachen [...] und warf dann dem vor Schmerz heulenden Jungen gnädigst eine andere Wurst zu.« (Schloenbach 1981a [1848]: 229f.)

Die Bauern sind Teil der Erzeugung ihres eigenen Elends, weil sie die Jagd (bzw. das Jagdverbot) nicht nur aushalten müssen, sondern sich daran beteiligen (bzw. sich nicht dagegen wehren). Sie spielen die Rolle mit, die ihnen aufgedrängt wird. Zur Tyrannie gehören zwei Parteien – die Tyrannen und diejenigen, die sich tyrannisieren lassen. Explizit fordert die Erzählung dabei zu Aufstand und Gegengewalt auf: »Niemand war da, der ihm seinen eigenen Hirschfänger durch den Leib gerannt hätte; die Vornehmen lachten, die Bauern lachten und nannten den Grafen einen sehr ›herabmütigen‹ Herrn.« (Ebd.: 230)

Der Soziologe Stuart Hall, der die Cultural Studies mitbegründet hat und für eine antikolonialistische Ausprägung dieser Forschungsrichtung verantwortlich zeichnet (er gilt als Vorläufer des Postkolonialismus), hat eben dieses Spannungsverhältnis aus eigener Anschauung in seiner Autobiographie *VERTRAUTER FREMDER* vor Augen geführt. Halls Autobiographie lässt sich entnehmen, welche Probleme sich ergeben, wenn man auf der »Schwelle zwischen der kolonialen und der postkolonialen Welt« (Hall 2020: 26) lebt, mithin zwischen zwei Welten, die »einander ständig verdrängen, sich wiederholen, [...] sich aneinander reiben, einander spiegeln« (ebd.: 28) – und was sich daraus für den »Prozess« der je eigenen Individuierung und »Positionierung« (ebd.: 31) ergibt. Eindrücklich wird dabei vor Augen geführt, dass man keine ›Person of Color‹ ist, sondern zu ihr *gemacht* wird; Hall spricht von ›becoming west indian‹ (ebd.: 59). In vergleichbarer, zumindest analoger Weise steht in Louise Ottos Dorfgeschichte *DIE LEHNSPFLICHTIGEN* die Figur der Helene zwischen den Ständen und wird in der Geschlechterhierarchie zu einer Frau (›becoming female‹), die für Angleichung der Lebensverhältnisse und gleiche Rechte kämpft. Mit Hall könnte man im Fall von Helene von einer ›Entwicklung‹ der eigenen Persönlichkeit und Identität »durch und gegen ›das Koloniale‹« (Hall 2020: 37) sprechen. Helene erkennt sich als Opfer der gesellschaftlichen (konkret der väterlichen) Ermächtigung und wehrt sich dagegen, ›um 1850‹ noch ohne Erfolg. Die Erzählung stellt aber in einer ins *Futurum exactum* gesetzten proleptischen Coda eine Veränderung der Verhältnisse in Aussicht: »Der Graf hat nachher ›aus freier Entscheidung‹ den Bauern gegeben, was sie damals forderten.« (Otto 1981: 269)

An Halls Autobiographie wird außerdem deutlich, dass der benannte Außenseiterstatus selbst gewaltsam konstruiert ist, von außen zugeschrieben wird. Das ›Außen‹ behauptet die Definitionsgewalt über Normalität und zwingt diese denjenigen auf, die es okkupiert und dabei als »Gesellschaften wie Individuen unwiderruflich verformt«: »Der Kolonialismus hat sich alle Mühe gegeben, uns, die unterjochten Kolonisierten, umzumodeln [...]. Er machte uns zu ›Anderen.‹« (Hall 2020: 36) Dagegen kann man sich zur Wehr setzen, oder man kann die Ausgrenzungsmechanismen leugnen (ebd.: 37) – beides führt nicht zuletzt zu Überanpassungen in die jeweilige Richtung. Wenn sich etwa Stuart Halls Mutter zu einer ›Weißen‹ erklärt (ebd.: 65), zeigt sich daran, dass die Kolonisierten (wie dies auch an Schloenbachs Bauern zu sehen ist) nicht selten dann, während sie gedemütigt werden, ihr explizites Einverständnis zu den Maßnahmen der Kolonialisierenden geben. Das andere Extrem stellt z.B. die ›Identifikation‹ »mit den Armen und Unzufriedenen« dar. Stuart Hall selbst, der Angehörige einer wohlsituierteren,

an den Standards der Kolonialmacht ausgerichteten Mittelschicht, erkennt sich darin wieder (ebd.: 66).

Das Analyseangebot des Postkolonialismus eignet sich, wie ich meine, auf ganz besondere Weise dazu, Felders Position auf dem literarischen Feld seiner Zeit genauer zu bestimmen. Felder wird so lesbar als liminale Figur auf dem Weg in die Postkolonialität, die sich die literarischen Darstellungsangebote dorfgeschichtlichen Erzählers anzueignen weiß und die (auch ökonomischen) Erfolg versprechenden schriftstellerischen Inszenierungsstrategien zu bedienen lernt. Vom bereits erwähnten Germanistikprofessor Hildebrand lässt er sich hierbei bereitwillig mentorieren; dessen Ermächtigungen steht er dennoch (auch darauf komme ich zurück) hyperkritisch gegenüber. Einerseits bedient Felder die Erwartungen an die Erzeugung des Dorfraums als ›das Andere‹ der dominanten, urbanen Moderne, indem er es zulässt, als indigene Stimme aus der Bauernschaft in Szene gesetzt zu werden: »Ein Bauer selbst, der aus dem Bauerleben Bilder schriebe! Das ist ja wohl noch nicht dagewesen. Der muß es ja am besten können!« (Hildebrand 1867: 235) Andererseits entwickeln seine Texte zu diesen Erwartungen eine kritische Gegenposition, wenn er sich gegen Hildebrands ideale Vorstellungen davon, wie die authentische »Volkssprache« (Felder/Hildebrand 1984: 32, 22.05.1866) zu klingen habe, verwahrt (»Sind die Redenden Bregenzerwälter? Ja, durch und durch, voll und ganz so weit sie es sein sollen«; ebd.: 36, 28.05.1866).

Auf diese beiden Seiten bezogen folgt Felders Werkbiographie demnach »dem komplementären Prinzip der ›abrogation and appropriation‹« (Neumann 2010: 276). Ob man in seinem Fall aber tatsächlich davon sprechen kann, dass die »subversive Verweigerung des imperialen Diskurses« »mit einer spannungsvollen Aneignung eines eigenständigen indigenen Diskurses« einhergehe,¹² wird zu untersuchen sein. Inwieweit macht sich Felder den kolonialen als einen imperialen Blick von außen aufs Dorf zu eigen und kann sich von dem, was ihm allererst eine Beschreibungssprache gibt und zum Vorbild wird, (nicht) lösen? Inwieweit schreibt er gegen das imperial Erwartete und Erwartbare an und bildet eine prä-post-koloniale ›hybride‹ Schriftstellerexistenz im Sinne Homi Bhabhas (ebd.: 278) aus? Vor dem Hintergrund dieser Fragen versteht sich mein Beitrag auch als postkolonialistisch perspektivierter Praxis-Test für Auerbachs oben wenigstens kurz skizzierte Poetologie der distanzierten Nähe – ausgeführt zunächst in einer Einheit *Der dichtende Bauer als Produkt kolonialistischer Ermächtigung*, dann in einer Einheit *Der dichtende Bauer auf dem Weg zur postkolonialen Selbstermächtigung*.

2. Der dichtende Bauer als Produkt kolonialistischer Ermächtigung: Die Felder-Inszenierung in der GARTENLAUBE

Schreibende Bauern gibt es im 19. Jahrhundert wenige. Sicherlich ließ die schwere Arbeit in den Ställen und auf den Feldern dazu keine Zeit; und auch wenn die Alphabetisierung im Verlauf der Jahrzehnte immer weiter voranschritt,¹³ fehlten vielerorts doch

12 So Neumann ebenfalls mit Blick auf Bill Ashcrofts, Gareth Griffiths und Helen Tiffins Studie THE EMPIRE WRITES BACK, 1989 (Neumann 2010: 276).

13 Vgl. Schenda 1970: 444.

das Bewusstsein fürs Literarische, das Bedürfnis zur Selbstüberschreitung oder der Habitus zur Transzendierung der Systemgrenzen. Aber es hat sie gegeben, die bäuerlichen Dorfgeschichtenerzähler. Dass gerade das Massenblatt *DIE GARTENLAUBE* einen solchen Bauerndichter, Franz Michael Felder, prominent und breitenwirksam verhandelte, ist bezeichnend; das Phänomen »der schreibende Bauer« erweist sich nicht zuletzt als ein publizistisches Produkt des 19. Jahrhunderts und ist konstitutiver Bestandteil des zeitgenössischen »doing local-literature«.

Auf den schreibenden Autodidakten aus einfachsten bergbäuerlichen Verhältnissen im österreichischen Vorarlberg – der sowohl die eigene Weiterbildung (Leipziger Familienblätter wie *DER DORFBARBIER* und *DIE GARTENLAUBE* spielten dabei selbst eine besondere Rolle)¹⁴ als auch die schriftstellerische Produktion dem täglichen Kampf um die nackte Existenz regelrecht abtrotzte und im Jahr 1869 mit knapp 30 Jahren bereits starb¹⁵ – wurde der Leipziger Germanist Rudolf Hildebrand relativ früh aufmerksam. Interessiert an der Konstellation »schreibender Bauer« war Hildebrand sicherlich deshalb, weil es sich auch bei ihm um einen Bildungsaufsteiger handelte.¹⁶ Er entstammte dem Arbeitermilieu. Hildebrands Sozialisation ist ebenfalls autodidaktisch geprägt. Er wurde zunächst vom eigenen Vater unterrichtet, brachte es aber zuletzt bis zum ordentlichen Professor für neuere deutsche Literatur und Sprache in Leipzig. Als Redakteur und Herausgeber des *DEUTSCHEN WÖRTERBUCHS* von Jacob und Wilhelm Grimm gehörten die deutsche Sprache, Kultur und Literatur grundsätzlich zu seinen professionellen Interessen. Für die Konstellation »der Bauer als Dichter« war er daher mit besonderer Sensibilität ausgestattet.

Was trieb ihn bei der »Entdeckung« dieses unbekannten »Kontinents« vor allem um? Hildebrand erkannte in Felder einen genuinen »Volksdichter«, dessen Texte er als überaus »originelle« »Bereicherung unserer Literatur« ansah (Felder/Hildebrand 1984: 30, 22.05.1866), als etwas authentisch »Echtes«, als die »ewige Natur« (ebd.: 132, 07.04.1867). Was daran aus seiner Sicht dann doch noch fehlte, dem half er als Lektor nach (ebd.: 98, 211, 273 u.ö.), arbeitete also durchaus an Felders Texten mit. Volkstümliche Originalität ist, wie man an diesem Beispiel sehr gut nachvollziehen kann, eben nicht zuletzt so etwas wie eine gelehrte Konstruktion – aber nicht nur. Mit Felder war es ja nun tatsächlich ein Bauer, der Hildebrand die Vorlagen für seine Bearbeitungen lieferte.

Den Stellenwert dieser mit Blick auf Herkunft und Programm populären Literatur veranschlagte Hildebrand überaus hoch, genauer versuchte er mit dessen Kanonisierung die Aufnahme Felders in den Kreis der »Klassiker der deutschsprachigen Literatur«. Das lässt sich ziemlich präzise am lexikographischen Umgang mit Felder beobachten, dessen offensichtlich dafür ziemlich ergiebige Texte¹⁷ Hildebrand für das von ihm seit 1863 mit herausgegebene *DEUTSCHE WÖRTERBUCH* auswertete. Die zeitgenössische Dorfgeschichte nutzte er so als Archiv eines ebenso schutzbedürftigen wie aufschlussreichen

14 Vgl. Felder 2019: 157–176.

15 Vgl. Längle 2008: 401f.

16 Vgl. Eckhardt 2003: o.P.

17 »Und als der Fall das erste Mal vorkam, daß ich Stellen brauchen konnte, zufällig gleich fünf auf einer Seite [Band 5, Spalte 490]« (Hildebrand 1867: 235).

Traditionsraums, in dem Felder und Schiller in eine enge Verbindung zueinander traten. Beide Autoren waren für den Philologen mithin gleichermaßen interessant, und wenn er genau darauf eigens hinwies, dann sicherlich nicht, um den bäuerlichen Außenseiter gleichsam durch die Hintertür doch wieder hinauszukomplimentieren. Vielmehr wollte er den Autodidakten als vollwertigen Player auf dem literarischen Feld seiner Zeit auszeichnen und die besondere Qualität seiner literarischen Produktionen hervorheben: »[D]ass Felder dabei dicht neben Schiller zu stehen kam,« dürfte Hildebrand, so zufällig, sich diese Konstellation auch fügte (Hildebrand 1867: 235), durchaus befriedigt haben, waren zwei aus seiner Sicht zentrale Referenzautoren der deutschen Literaturgeschichte dadurch doch aufs Schönste vereint – wenngleich von dem einen noch niemand etwas gehört hatte, während der andere zu den großen Nationalheiligen des 19. Jahrhunderts zählt.

Von Beginn seiner Bekanntschaft mit Felder an entwarf Hildebrand einen »Feldzugsplan«, wie er es nannte (Felder/Hildebrand 1984: 12, 11.03.1866; 23f., 54f.), um Verleger und Leser*innen für Felder zu gewinnen. Mit dem Verleger Salomon Hirzel gelang dies in Hinsicht auf einen renommierten Verlag, ebenso mit dem Leipziger Lesepublikum und Gelehrtenzirkeln. Die räumliche Situation dafür war nahezu ideal:

»[...] sehen Sie, so ist in Leipzig alles hübsch nahe beisammen, wenn sichs darum handelt, für einen Vorarlberger Bauerdichter Propaganda zu machen. Auch Hirzels Geschäft und Wohnung ist nur etwa acht Minuten von mir entfernt und vier Minuten von Keil, es ist dieß unser Buchhändlerviertel, wo die Verleger zu Dutzenden beieinander sitzen.« (Ebd.: 124, 10.03.1867)

In einem ausführlichen Bericht über eine Felder-Vorlesung behauptete Hildebrand, es sei ihm auf fulminante Weise gelungen, die Zuhörenden zu »elektrisiren« (ebd.: 133, 07.04.1867). Hingegen konnte er einzelne Größen des Literaturbetriebs dieser Zeit wie Gustav Freytag nicht »erwärmen« (ebd.: 379). Dass Felders Programm, »unser Völklein [...] auch in seiner Alltäglichkeit« (ebd.: 10) zu zeigen, gerade dem GRENZBOTEN-Realismus u.a. Gustav Freytags bis ins Wörtliche des Programms hinein konform geht¹⁸ – bestätigt noch durch Hildebrands Sicht, Felders Texte seien »echt realistisch und echt idealistisch zugleich« (Felder/Hildebrand: 30) – scheint Freytag nicht gesehen zu haben. Auch der im Felder-Hildebrand-Briefwechsel als ›Verlegerfürst‹ beschriebene und verspottete¹⁹ GARTENLAUBEN-Verleger Ernst Keil blieb eher kühl. Dem »Gartenlaubenstil«, der nach Auskunft von Ernst Keils »Faktotum« Schäube »für denkfaule Leser berechnet sei und darum *prickelnd* sein müßte« (ebd.: 211, 12.10.1867), ließen sich Felders Texte offensichtlich nicht anpassen.

Hildebrands Interesse ist demnach sowohl lexikographisch als auch ethnographisch motiviert. Der Germanist und Volkskundler benötigte Felders Texte und Hinweise aus

18 Vgl. dazu das der Titelseite von Gustav Freytags – bereits im Erscheinungsjahr 1855 mehrfach aufgelegtem – Erfolgsroman SOLL UND HABEN (1855) beigelegte programmatische Motto, das Julian Schmidts GESCHICHTE DER DEUTSCHEN NATIONALLITERATUR IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT (1853) entstammt: »Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit.«

19 Zu »Keils Palast« vgl. Felder/Hildebrand 1984: 202.

der Vorarlberger Mundart für seine redaktionelle und lexikalische Tätigkeit (ebd.: 24), und er machte den Bauerndichter und dessen soziopolitisches wie kulturelles Umfeld zum Gegenstand von Vorträgen und Lesungen (ebd.: 149, 25.04.1867). Felders Kämpfe gegen die Vorherrschaft des ultramontanistisch orientierten Katholizismus in Österreich werden dabei zur Quelle, die man, so Hildebrand »nicht unausgebeutet lassen darf, »um damit ein großes Loch zu bohren in die unselige Mauer die das deutsche Katholische von dem andern trennt« (ebd.: 165, 15.05.1867). Fundiert wurde dieses Interesse zum einen nationalpolitisch (»Deutsch-Österreich gehört zu uns«; ebd.: 66). Gefordert wurde demnach nichts weniger als die ›großdeutsche Lösung‹ des Nationalstaatsproblems – auf die Förderung des Tiroler Bauerndichter durch die ›norddeutsche‹ Gelehrtenwelt war man nicht zuletzt deshalb ganz besonders stolz (ebd.: 67, 02.09.1866 [Hildebrand]; 94, außerdem 115, 21.12.1866 [Felder]).

Zum anderen fußte Hildebrands Engagement auf einer politischen Theorie der Gleichheit, die mit Blick auf die zeitgenössischen Verhältnisse und auch das US-amerikanische Vorbild präziser als Gleichheit mittlerer Reichweite zu verstehen ist: »[...] der große Riß zwischen Studirt und Unstudirt, zwischen Gebildet und Ungebildet muß bis auf einen gewissen Grad aufgehoben werden (wie er es in gewissem Sinne in Amerika schon ist).« (Ebd.: 14) Bauern- und Gelehrtenleben erscheinen aus dieser Perspektive als die zwei Seiten der einen Medaille:

»Du glaubst nicht, welches Vergnügen es mir macht, in Gedanken in Eurem interessanten und doch so einfachen Thale zu leben und mit fortzuleben, mir ist das ein wohthuendes Gegengewicht gegen das abstumpfende Bücher- und Schreibtischleben, ich habe die Bücher manchmal recht, recht satt – obwohl ich darum noch [!] nicht mit Kühen zu thun haben möchte, wie Du Armer.« (Ebd.: 209, 12.10.1867)

Das ist, wie unschwer zu erkennen ist, ziemlich ›von oben herab‹ formuliert. Hier labt sich ein Sommerfrischler am vermeintlich ursprünglichen Idyll, der vom Landleben oder der Bauernhausexistenz kaum etwas weiß, weil er (mit einer Polemik Gottfried Kellers gesagt) dort nur solange verweilt hat, wie es braucht, »an einem heißen Sommertage eine frische Milch darin zu essen« (Keller 1978: 5f.). Sich die Hände schmutzig machen, also gar ›mit Kühen‹ umgehen, möchte er keinesfalls. Usurpation und Ausbeutung profitieren von fremder Mühe, deren Erzeugnisse als ›wohltuend‹ erfahren werden; an den Arbeitsprozessen selbst aber haben sie nicht teil. Die Verbindung des bildungsbürgerlich situierten Städters mit dem autodidaktisch studierenden und schreibenden Landbewohner wird an solchen Stellen als ein Ungleichverhältnis erkennbar, das sich zugleich als exklusive schichten- und länderübergreifende Beziehung tarnt: »[...] und mit einem *Bauer* wie *Sie* befreundet zu werden, macht mir die Berührung mit Ihnen dreifach lieb.« (Felder/Hildebrand 1984: 14, 11.03.1866)

An dieser Stelle war man noch beim ›Sie‹. Schon bald erbat Hildebrand eine Fotographie Felders für sein »Germanisten-Album« (Felder/Hildebrand 1984: 34, 22.05.1866) und ernannte ihn dadurch gleichsam zu einem Kollegen. Die bäuerliche Existenz musste überschrieben und der eigenen Berufung angepasst werden, um satisfaktionsfähig sein zu können. Unterschiede im Äußeren und habituell wurden gesehen, aber für vernachlässigbar gehalten. Sorge bereitete Hildebrand die Angelegenheit aber doch. Er lud

Felder zu sich nach Leipzig ein, und Felder nahm die Reise tatsächlich auf sich, für ihn sowohl finanziell als auch zeitlich eine Herausforderung; der Landwirt konnte sich Auszeiten eigentlich nicht leisten. Dennoch ging er auf Reisen, und im Zusammenhang der Vorbereitungen darauf fügte Hildebrand seinem Brief ein bezeichnendes »P.S.« zu: »NB. Wenn Sie etwa kommen, so machen Sie sich wegen Ihrer Toilette [i.e. Kleidung, C.S.] nicht etwa die geringste Sorge, Sie glauben nicht wie unnötig das ist gerade in einer großen Stadt. Verzeihung für die kleine und kleinliche Sorge« (ebd.: 159, 12.05.1867) – für etwas also, das Hildebrand, der sich in der Stadt mit Felder zeigen wollte, offensichtlich dennoch beschäftigte.

Dass Hildebrand Felders politische Kämpfe unterstützte, weil er in ihm einen »Märtyrer für die heiligsten Angelegenheiten der Zeit« sah (ebd.: 156, 12.05.1867), beschleunigte die wechselseitige Verbundenheit noch. Nicht zu vernachlässigen in diesem Zusammenhang ist auch die existenzielle Dimension der Beschäftigung mit Literatur. Was Felder hier attestiert wird, ist vormals nur Goethe noch gelungen. »Mich hat Göthe vor Verzweiflung gerettet«, sagte Hildebrand an anderer Stelle: »[...] die innere Geschichte Ihres Franz ist mir in ihrem Kern wie auf den Leib gepaßt, sie ist mir wie eine Auferbauung, wie ein Trost und eine Erfrischung wie sie Andere in der Kirche suchen« (ebd.: 31). Die Texte des Bauern Felder wurden zu einem Therapeutikum für den Leipziger Germanisten. Die Ausbeutung der Peripherie durch das Zentrum diente der Befriedigung ganz intimer, persönlicher Bedürfnisse – des bürgerlichen »Okkupators« wahlgemerkt, nicht des »Erobereten«: »Der Verkehr mit Ihnen«, so Hildebrand, »ist mir eine so frische tiefe Freude, daß ich ihn gar nicht mehr missen möchte, im Gegentheil« (ebd.: 91, 12.12.1866). Die »Bekanntschaft« mit Felder erklärte Hildebrand zu seinem ganz »persönlichen [...] Hauptgewinn dieses Jahres« (ebd.: 100, 01.01.1867).

Die Selbstbeschreibungen beschwören dabei das wechselseitige Geben und Nehmen, die Beziehung auf Augenhöhe:

»Merkwürdig ist mir Ihre neuliche Äußerung, daß Sie in den Kämpfen dieses Jahres ohne meine haltende Hand untergegangen wären. [...] Ich habe seit meinen Jugendjahren nicht wieder so ein sicheres, fröhlich frisches Blicken in eine – große Zukunft gekannt, wie jetzt, seit ich Sie kenne und seit Bismarck das alte Elend des Vaterlandes ausfegt.« (Ebd.: 134, 07.04.1867)

Kurz: Hildebrand interessierte an Felder entschieden mehr, als in ihm nur eine Quelle für Volkskundliches und Wörterbuchangelegenheiten zu sehen. Vielmehr sah er in ihm einen Geistesverwandten, einen Mitkämpfer gegen den Katholizismus in Form des Ultramontanismus und, wie er es nannte, gegen den »Gartenlaubenstil« (ebd.: 211, 12.10.1867), der nur auf Unterhaltung und Seichtigkeit aus sei. Er sah in ihm einen Geistesverwandten zum einen im Engagement für eine deutsche Nation, die auch das deutschsprachige Österreich einbezieht (»Ich habe Dir ja schon über so viel zu berichten als ob Du ein Landskind wärest. Und das bist Du auch denn wir sind Deutsche«; ebd.: 222, 18.11.1867), zum anderen mit Blick auf die parallele Sozialisation aus einfachen Verhältnissen: »Ich empfinde zwischen Ihnen und mir nahe Berührungspunkte. Mehr und tiefer, als sie bis jetzt wissen können.« (Ebd.: 30, 22.05.1866; vgl. auch 371) Wie einseitig diese Vereinnah-

mung war und wie sehr sie darauf beruhte, im Bauern den gleichgesinnten Dichter und eben nicht mehr den Bauern zu sehen und zu akzeptieren, blieb ausgeklammert.

1867 beauftragte der von Hildebrand – allerdings nicht öffentlich – ziemlich gebeutelte und beschimpfte Ernst Keil dann den Leipziger Germanisten, das Phänomen »schreibender Bauer« in einer Reportage in der GARTENLAUBE zu würdigen und einem breiteren Leser*innenkreis zu vermitteln. Über Keils Auftrag erstattete Hildebrand Felder brieflich Bericht. Weil sich beide in ihrer Korrespondenz sowohl über Keil als auch DIE GARTENLAUBE recht despektierlich haben verlauten lassen und weil eben nicht Keil, sondern Hirzel sich bereit erklärt hatte, Felder zu verlegen, distanzierte sich Hildebrand von Keils Auftrag, den er doch ausführen und der Felder allererst populär machen sollte:

»[...] das ist die Sünde die ich zu beichten habe. Keil drängte mich förmlich darum, und so gieng ich denn dran, nachdem ich Hirzels Zustimmung eingeholt hatte. Am Charfreitag wird die Nummer erscheinen, in der 7 Spalten lang ein Aufsatz von mir über Sie steht. Er ist mir theilweis nicht nach Wunsch gelungen, weil er in der Klemme zwischen Keils und des Wörterbuchs Drängen gemacht werden mußte und ich nicht völlig über die rechte Stimmung gebot; zwischen dem wissenschaftlichen Stil und dem Gartenlaubenstil ist aber eine gar zu große Kluft, und ich bin ja in dem zweiten Sattel gar nicht zu Hause. Auch hat mir Keil zu meinem Ärger noch viel gestrichen, was vorbereitend von Ihrem Ländchen handelte und dem Leser die Stimmung geben sollte, in der ich damals an Sie kam. Ich bin ordentlich böse auf die Gartenlaube und bereue beinahe meine Arbeit: was ist den Herren dort *Stimmung! pikante Thatsachen* wollen sie haben, das ist das Futter für ihre abgestumpften Gaumen. Ich habe Kampf gehabt, um Titel abzuwehren wie: Ein Dichter im Bauernkittel! Die Überschrift, die ich gesetzt hatte, war durchaus nicht durchzubringen.« (Ebd.: 131, 07.04.1867)

Auf die Überschrift von Hildebrands Felder-Reportage, EIN BAUER ALS DICHTER, erschienen in Heft Nr. 15 der GARTENLAUBE von 1867, hatte offensichtlich Keil bestanden. Seinen eigenen Titel-Vorschlag konnte Hildebrand nicht durchsetzen. Welcher dies war, wissen wir nicht; das ist hier nicht überliefert. Jenseits der Frage nach einer geeigneten Überschrift aber ist festzuhalten: Gegenstand und Thematik entsprechen der Programmlogik des Familienblatts in jeder Hinsicht.

Für ein Organ, das selbst wie ein Dorf aufgestellt ist, agiert, fungiert und gebraucht wird (vgl. Stockinger 2018a: 41–53, 273–276), war der Bericht über einen Dorfgeschichten schreibenden Bauern gleich mehrfach interessant; nicht zuletzt versprach er einen Einblick in eine ganz andere Lebenswelt, der man doch gerade mit Blick auf die eigene GARTENLAUBEN-Leserschaft nahestand. Darüber hinaus erlaubte es der Beitrag, der GARTENLAUBEN-Programmatik selbst wie durch einen Spiegel zu begegnen, der zugleich auch das Profil der eigenen Leserschaft zurückwarf: Das »Phänomen Felder«, das die Dorfgeschichten der GARTENLAUBE über die Geschichte eines Bauern anreichte, der Dorfgeschichten erzählte, vermittelte einen Eindruck davon, wie es ist, wenn das Dorf sich selbst erzählt. Und so wurde das Dorfskript gleichsam im Kopf des lesenden Publikums weiter vervielfältigt, verlebendigt, ausdifferenziert und gefestigt.

Zwar gehörte Felder nicht selbst zu den Dorfgeschichtenerzählern der deutschsprachigen GARTENLAUBE. Stattdessen veröffentlichte er einige seiner Texte in der 1866 begründeten Parallel- oder Konkurrenzunternehmung zu Keil, der »Gartenlaube für Ös-

terreich«.²⁰ Das Leipziger Familienblatt aber rückte 1867 nicht nur den genannten Beitrag von Hildebrand ein; es bewarb den Artikel auch prominent in der Ankündigung des zweiten Quartals für 1867: »Schilderungen aus dem Vorarlberg von Felder, dem jüngst viel genannten neuen bäuerlichen Dichter aus dem Vorarlberg'schen.« (Die Gartenlaube 1867/13: 208)

Für die Frage nach den Formen und Verfahren des Dorferzählens ist die biographische Skizze *EIN BAUER ALS DICHTER* in verschiedener Hinsicht aufschlussreich. Zum einen gibt sie Einblick in die Sozialisation eines Dorferzählers, der Autodidakt ist. Zum anderen stellt sie, so meine These, selbst eine Art Dorfgeschichte dar, indem Hildebrand zahlreiche Motive des Genres in den Artikel einbaute. Der Leipziger Germanist wurde dadurch zu einer Art Dorfgeschichtenerzähler der *GARTENLAUBE*, wenigstens in diesem einen Fall – und gegen sein eigenes Selbstverständnis als jemand, der in der Wissenschaft zu Hause ist und sich, wie gerade zitiert, publizistisch für unbegabt hielt.²¹ Man gewinnt sogar den Eindruck, Hildebrand trete geradezu dazu an, dieses Weltdorf, das in der Zeitschrift *DIE GARTENLAUBE* auf spezifische Weise entstand, durch seinen Artikel weiter voranzutreiben: Die »aneutende Nachricht«, dass es so etwas wie einen Bauerndichter gebe, heißt es einleitend, »läuft« derzeit »[d]urch die öffentlichen Blätter« – nicht anders als ein Gerücht durchs Dorf, wenn man so will. Wenn dem aber so sei, dann dürfe auch *DIE GARTENLAUBE* als »das deutsche Weltblatt« diese Nachricht nicht ignorieren. Vielmehr müsse der »deutsche[n] Welt, die gerade jetzt auch über die Meere hinweg [hier wird auf die zeitgenössischen akuten Auswanderungsbewegungen angespielt, C.S.], wohl so etwas wie das Gefühl Einer großen Familie gewinnt«, an näherem Aufschluss gelegen sein. Die Nachricht »Felder – der dichtende Bauer« wurde dadurch zu einem »nationalen Familienereigniß« (Hildebrand 1867: 234).

Mit anderen Worten: Das Phänomen »Der dichtende Bauer« ist anschlussfähig an das *Global-Village*-Konzept der *GARTENLAUBE*, die als »Zeitschrift für alle« nicht nur die deutschsprachigen Länder und Regionen adressierte, sondern auch die Auslandsdeutschen überall auf der Welt zu erreichen suchte, und auf diese Weise den ihr eigenen (dörflichen) Habitus internationalisierte. Dabei sollte weniger »die Welt zum Dorf« werden (vgl. dazu Nell 2014: z.B. 176). Vielmehr wurde »das Deutsche in der Welt« als Transposition vertrauter, dörflich-familiärer Gemeinschaften in die Welt behandelt, um das

20 Dazu 1866 in der *OESTERREICHISCHEN BUCHHÄNDLER-CORRESPONDENZ*: »Soeben kommt von Jos. Pocks Buchdruckerei in Graz ein Prospect über ein neues Journal »Die österreichische Gartenlaube«, worin gesagt wird: »Wir nennen unser Blatt *Die österreichische Gartenlaube*, weil es das für Oesterreich werden soll, was einst die Leipziger Gartenlaube für Deutschland war. Wir sagen einst, denn seitdem der Herausgeber Herr Keil aus Ueberzeugung in das Lager der Preußen übergang [...], ist sein Blatt eben nur ein specifisch preußisches Organ geworden. [...]« So weit der Prospect. Gewiß hat Niemand ohne Ekel die letzten Nummern der Gartenlaube aus der Hand gelegt; aus dem großen Demokraten E. Keil ist plötzlich seit der Invasion ein eifriger Bismarckianer geworden. Obwohl [sic!] Herr Keil nächstes Jahr noch 150,000 Exemplare drucken wird?« (Zit. nach Bruck 2000: 364f.) – Felders Texte erschienen 1867 und 1868 in diesem Organ (vgl. dazu www.felderverein.at/fmf.htm, zuletzt 14.03.2022).

21 »[...] zwischen dem wissenschaftlichen Stil und dem Gartenlaubenstil ist aber eine gar zu große Kluft, und ich bin ja in dem zweiten Sattel gar nicht zu Hause [...]« (Felder/Hildebrand 1984: 131; 7.4.1867).

Unbekannte, Neue, ggf. Bedrohliche und Überfordernde für das GARTENLAUBEN-Publikum handhabbar zu machen. Auch Hildebrands Artikel ist Teil dieses umfassende(re)n Konzepts.²²

Er habe Felder (»eine schmächtige Gestalt«), so schrieb Hildebrand, in seinem Urlaub 1863 selbst kennengelernt, passenderweise an einem Sonntag, und zwar – wo auch sonst – »in der Bauernstube« des ortsansässigen Wirtshauses. Ist dieser dichtende Bauer selbst aus seinem »Winkel eigentlich noch nicht herausgekommen«, so hat ihn »die Welt« doch erreicht: nicht nur jetzt in der Person Hildebrands, der hier Urlaub macht und den Bauern im Dorfgasthof trifft, sondern auch früher schon, mit Hilfe von »Druckpresse«, »Buchhandel« und »Eisenbahnen«,²³ wie Hildebrand betonte. Der technische Fortschritt erlaubte es demnach dem Autodidakten, sich auf den neuesten Stand von Wissenschaft oder Poesie zu bringen, unter anderem eben über die Lektüre des ILLUSTRIERTEN DORFBARBIERS und der GARTENLAUBE.²⁴ Auch wenn sich Felder selbst vor allem gegen diese Unterstellung verwahrte (»[...] nicht ohne Staunen hab ich von mir gelesen, daß die Gartenlaube mein A und mein O gewesen was denn doch zu viel gesagt ist«; Felder/Hildebrand 1984: 135, 17.04.1867), musste er sich den Oktroi doch gefallen lassen, das global agierende Familienblatt DIE GARTENLAUBE habe ihn dazu befähigt, das eigene Erleben auf dem Lande – als authentisches – in Dorfgeschichten zu literarisieren. Auf den Punkt gebracht: Dieser Usurpationsgeschichte zufolge ging die Zeitschrift der Dorfgeschichte auch dann immer schon voraus, wenn sie sich anschickte, deren Ursprünge zu rekonstruieren und zu popularisieren.

Was den Philologen Hildebrand am Phänomen des dichtenden Bauern so faszinierte, war das Versprechen auf Authentizität, das gerade dessen Geschichten bereitzuhalten schienen – ich habe diese Zeilen einleitend bereits zitiert: »Ein Bauer selbst, der aus dem Bauerleben Bilder schriebe! Das ist ja wohl noch nicht dagewesen. Der muß es ja am besten können!« (Hildebrand 1867: 235) In der Tat entdeckte Hildebrand in Felders Dorfgeschichten dann »etwas ganz Eigenes, Neues«. Er entnahm ihnen jenen »Eindruck der vollsten Wahrheit oder Wirklichkeit« (»das kann ja nicht erfunden sein!«), die er ihnen schon zuvor zugemutet hatte, zeigte sich aber nicht zuletzt deshalb von der Originalität des Gebotenen so überzeugt wie beeindruckt, weil nicht er selbst oder andere professionelle Leser*innen adressiert zu sein schienen, sondern allein Felders »Landsleute, für die beiläufige Winke darin stehen, wie sie besser leben könnten als bisher.« (Ebd.) Hildebrand machte damit nicht nur explizit auf das volksaufklärerische Potenzial der Texte Felders aufmerksam, auch seine eigene (also die von Hildebrand in der GARTENLAUBE am Beispiel Felders erzählte) Dorfgeschichte erhält die Funktion, den zeitgenössischen

22 Zum *Global-Village*-Konzept des Familienblatts GARTENLAUBE vgl. Stockinger 2018a: 41–53 sowie 273–276.

23 Hildebrand 1867: 234. – Ein von Hildebrand überliefelter Brief Felders macht auf diesen Zeitenwechsel aufmerksam: »Die Wege in unser abgeschlossenes Thal werden von Jahr zu Jahr besser; immer näher heran braust das Dampfroß und immer lauter klopft der Zeitgeist an. [...] Was einmal in der Luft liegt[!], findet seinen Weg auch über die Berge.« (Ebd.: 236)

24 »Im Jahre 53 erhielt ich eine Nummer des Dorfbarbirs, um ein Stücklein Seife einzuwickeln. Ich las das Blatt, bestellte es und wurde dann auf die Gartenlaube verwiesen. Diese hat mir zuerst von unseren Dichtern und Denkern erzählt.« (Ebenfalls aus einem Brief Felders; ebd.: 238)

Modernisierungserzählungen etwas entgegenzusetzen, was man als ›besseres Anderes‹ bezeichnen könnte.

Bezogen auf Formen und Funktionen zeitgenössischen Dorferzählens insgesamt bedient Hildebrands Felder-Geschichte aus meiner Sicht vor allem den *einen* Pol eines Darstellungs- und Deutungsspektrums, das in ein und derselben Geschichte zugleich adressiert werden kann, aber nicht muss. Regelmäßig treten Dorfgeschichten als ›Zwei-Dorf-Erzählungen‹ an: Zum einen betonen sie die existenzielle, räumliche wie zeitliche Rückständigkeit eines längst überlebten Sozialraums (Dorf 1). Zum anderen zielen sie nicht selten darauf, ein positives Gegengewicht zu den Modernisierungsüberforderungen der eigenen Gegenwart zu schaffen, ohne einer bloßen Regression das Wort zu reden. Vielmehr geht es um die Revision des Überkommenen im, durch und für das Neue, und die Dorfgeschichte bietet dann so etwas wie eine ›bessere Moderne‹ an (Dorf 2).²⁵ An eben dieser Erzählung aber hat sich Hildebrand aktiv beteiligt – nicht zuletzt dadurch, dass er die Felder-Rezeption entsprechend vorbereitete und steuerte.

Ich komme damit zum zweiten Teil meines Beitrags und erinnere nochmals an meine Ausgangsfrage: Wie sahen nun aber die Bauern selbst auf das Dorf, in dem sie lebten? Nachdem ich diese zunächst mit Blick auf die publizistische Erzeugung des Phänomens ›schreibender Bauer‹ beantwortet habe, soll es im nächsten Abschnitt um Felders eigene Inszenierungen gehen.

3. Der dichtende Bauer auf dem Weg von der kolonialen Existenz zur postkolonialen Selbstermächtigung – Felders Erzeugung eines (Sonderlings-)Mittler-Status zwischen den Welten

Sieht man sich die überlieferten Zeugnisse an, fällt ein Urteil auf, das Franz Michael Felders Selbstverständnis von Grund auf in Frage stellte. Jedenfalls traf es ihn so tief, dass er es beinahe wörtlich erinnerte und sich gedrängt fühlte, es seinem Briefpartner und Vertrauten Hildebrand mitzuteilen: »Ein Dorfbewohner kann keine Dorfgeschichte schreiben«.²⁶ Felder bezog sich dabei auf eine Besprechung in der AUGSBURGER ALLGEMEINEN ZEITUNG von 1864, die allerdings den dichtenden Bauern Felder gar nicht explizit adressierte. Vielmehr sind (wie oft in diesen Jahrzehnten) Auerbachs SCHWARZWÄLDER DORFGESCHICHTEN Gegenstand der Besprechung, und die Aussage bekräftigte eine Position, die seit Auerbachs eigenen Setzungen in den 1840er Jahren als Gemeinplatz dorfgeschichtlichen Erzählens gelten kann: »Ein Dorfbewohner wird nie eine Dorfgeschichte schreiben, und ebenso wenig kann es der Angehörige einer blasirten sogenannten höheren Bildungsweise.« (Faber 1864, *zit.n.* Felder/Hildebrand 1984: 328)²⁷

25 Vgl. dazu Stockinger 2018b: vor allem 57f.

26 »[...] und der gute Mann hat mir nun, wie hundert andere sagen wollen: ›Ein Dorfbewohner kann keine Dorfgeschichte schreiben‹« (Felder/Hildebrand 1984: 27; 14.0.5.1866).

27 [Faber, J. F.] »Berthold Auerbachs gesammelte Schriften. Zweite Gesamtausgabe«, in: Augsburger Allgemeine Zeitung vom 14.-15.04.1864, Nr. 105–106, Beilage (*zit.n.* Felder/Hildebrand 1984: 328).

Die beiderseitige Einschränkung, die der Rezensent vornahm, wenn er auch die Beschreibung aus bloß städtischer Perspektive verwarf, klammerte Felder völlig aus. Tatsächlich aber spielte der Rezensent damit implizit auf Auerbachs poetologisches Programm der ›distanzierten Nähe‹ an. Die Produktion von Dorfgeschichten erfordert demnach, wie oben bereits angedeutet, eine ›mittlere Position‹, die sich weder direkt »aus dem Bauernleben heraus« äußert noch »vom städtischen Gesichtspunkte befangen« ist (Auerbach 2014: 255). Der Beobachter muss genau kennen, was er beschreibt (bekanntlich beziehen sich die SCHWARZWÄLDER DORFGESCHICHTEN auf Auerbachs Geburtsort Nordstetten), ohne noch selbst Teil davon zu sein. Idealiter benötigt wird ein Autor, der einmal auf dem Dorf gelebt hat, dort aber schon längst nicht mehr situiert ist. Auch wenn die Qualität von Felders eigenen Erzählungen nicht konkret avisiert ist, können sich seine Produkte durchaus diesem Valorisationskriterium stellen (wollen), etwa um es zu bestätigen oder zu subvertieren, um etwaige Grenzen zu erkennen oder in der weiteren Werkbiographie zu überwinden etc.

Im Fall Felders aber ist m.E. bereits die Einseitigkeit seines Erinnerns in ganz eigener Weise aufschlussreich, deckt sie doch den Stachel auf, der die Autorenexistenz des Vorarlberger Landwirts recht eigentlich antrieb. Ohne Rücksicht auf Verluste zeigte der gesundheitlich angeschlagene Mann, der den Lebensunterhalt für sich und seine wachsende Familie mit harter körperlicher Stall- und Feldarbeit verdiente und die Schriftstellerei im Wortsinn lediglich als eine Art ›Nebenstunden‹-Beschäftigung betreiben konnte,²⁸ dass er nicht nur Dorfgeschichten zu schreiben vermochte, sondern vielmehr, dass er gar nicht anders konnte als Dorfgeschichten zu schreiben. Als Felder kurz vor seinem plötzlichen Tod mit nur 29 Jahren den ersten Teil seiner Autobiographie abschloss, dachte er in einem Brief an Hildebrand über die Titelgebung nach. Zur Debatte standen die Goethe-Allusion »Aus meinem Leben« und außerdem »Meine Dorfgeschichte«: »[...] setze ich mich wieder an den Schreibtisch und erzähle ›aus meinem Leben‹ oder ›meine Dorfgeschichte‹. Welcher Titel gefiele dir wohl besser?« (Felder/Hildebrand 1984: 318, 18.03.1869)

Hildebrand ist mit beiden Vorschlägen gleichermaßen einverstanden (ebd., 321, 11.04.1869), veröffentlicht wurde der Text dann aber erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts.²⁹ Die Frage nach dem sei es fiktionalen (›Dichtung‹), sei es faktuellen (›Wahrheit‹) Status des Konvoluts wird mithin auf editionsphilologischer Ebene zugunsten der Goethe-Allusion entschieden; Felder selbst war darüber in gewisser Weise erhaben. Sein Leben vollzog sich nun einmal realiter auf dem Dorf; aufgeschrieben wurde daraus eine Dorfgeschichte *als* Autobiographie. Zugleich war Felder sehr daran gelegen, auch mit seinen Romanen (hier mit dem SONDERLING) »unser Völklein [...] in seiner Alltäglichkeit« zu zeigen und insgesamt einen »nicht ganz werthlosen Beitrag zur deutschen Völkerkunde« zu leisten (Felder/Hildebrand 1984: 10f., 03.03.1866). Er verband also mit seinen fiktionalen Texten durchaus auch ein faktuelles Darstellungsinteresse. Hildebrand qualifizierte Felders Werk passend dazu als »Fundgrube zur besseren Erkenntnis unserer Vorzeit« (ebd.: 14, 11.03.1866). Mit Blick auf seinen Roman REICH UND ARM

28 Auch wenn dagegen Friedrich von Hagedorns Bezeichnung der ›Dichtkunst‹ als ›Gespielinn meiner Nebenstunden‹ (Hagedorn 1771: 23) wie Koketterie klingt.

29 Zur überaus interessanten Veröffentlichungsgeschichte vgl. Thaler 2019: vor allem 382, 384–386.

(der eben »keine Tendenzschrift sein« will, ebd.: 271, 03.05.1868) betonte Felder: »Mein Roman spielt sich hier in der Wirklichkeit noch täglich ab, nur der versöhnende Schluß will noch nicht kommen« (ebd.: 276, 06.06.1868). Eine dramaturgische Wendung am Ende, die ins Positive weist, scheint im Vollzug des realen Lebens zu fehlen. Sie *literarisch* zu behaupten, bedeutete, die Wahrheit der Wirklichkeit an die Dichtung zu verraten. Der sich programmatisch diesem Maßstab verpflichtende Autor hat auch als »a second Maker; a just PROMETHEUS, under JOVE« (Shaftesbury 1732: 207) kaum Handlungsmacht oder Entscheidungsspielräume.

In der zeitgenössischen Rezeption wurde Felder mit dem Dorferzähler Hermann von Schmid verglichen, der zu den Erfolgsautoren des Dorferzählens in der GARTENLAUBE gehörte.³⁰ Felder selbst registrierte dies mit Genugtuung. Eine entsprechende Rezension in der zeitgenössischen Zeitschrift EUROPA lag ihm in »Abschrift« vor, die er wiederum an seinen Schwager Kaspar Moosbrugger abschreibt und im Juni 1864 per Brief zukommen lässt – das Kopieren per Hand gehörte zu den gängigen Vervielfältigungspraktiken der Zeit. Für Felders autorschaftliches Selbstverständnis ist das Ergebnis dieser »stillen Post« m.E. unbedingt aufschlussreich. Felder habe

»die Abschrift des schon erwähnten Artikels der Europa erhalten. Es ist kein Zeichen dabei, doch kommt er, glaube ich, von Professor Hildebrand in Leipzig. Er lautet:
Zwei neue Dorfgeschichten.

Die Europa hatte öfters Gelegenheit, gegen die Richtung zu sprechen, welche der Volksroman eingeschlagen hat, gegen die Ausartung, die uns Bäuerinnen und Bauern, Holzschläger und Viehmägde in idealisiertem Sonntagsstaat und mit nobelsten Senti-
 ments bis an die Kehle gefüllt, vorführt. *Zwei neue Dorfgeschichten: »Nümmamüllers und das Schwarzokaspale«* von Franz M. Felder, Lindau, Verlag von Stettner und »Al-
 menrausch und Edelweiß« von Hermann Schmid, Berlin, Otto Janke, erquicken durch die kerngesunde Natürlichkeit, die beide erfüllt. *Da sehen wir Menschen, die Schwielen an der Hand bekommen, wenn sie arbeiten, und denen die Haut naß wird, wenn es regnet.* Felder erzählt von dem Leben und der Natur des Bregenzerwaldes und *ersetzt seine Erzählung in eine Zeit, wo das moderne Leben in diesen abgelegenen Winkel hineinzugreifen begann.* Durch diesen Umschwung begünstigt, arbeiten sich zwei brave Familien aus der Armut empor und helfen zuletzt dem ganzen Dorf weiter. – Schmid hat das bairische Gebirg zum Schauplatz gewählt. Jäger und Wildschützen, arme und reiche Bauern bilden die Gegensätze, aus denen sich die Konflikte von selbst entwickeln. Als Erzähler steht Schmid vielleicht höher als Felder, in der Porträtiierung des Gebirgslebens wie es ist, nehmen beide dieselbe Stelle ein, und diese Stelle ist eine sehr achtbare.

Europa 1864, Fo. 5.«³¹

Zwei Aspekte sind hier bemerkenswert: zum einen die attestierte Realitätsnähe. »Abge-
 arbeitete, schwielige Hände« und »regennasse Haut« ließen sich, heißt es hier, beobachten. Die papiere Medialität der Darstellung wird in Felders Dorfgeschichte demnach soweit als möglich zurückgedrängt. Sie wird unsichtbar gemacht und von den Leser*innen ferngehalten. Zum anderen wird das österreichische Vorarlberg zum Schauplatz der

30 Vgl. Stockinger 2018a: 284–290 u.ö.

31 Felder an Moosbrugger, 26.6.1864; <https://www.felderbriefe.at/brief/franz-michael-felder-kaspar-moosbrugger-47>, Hervorhebung C.S. (zuletzt 16.03.2022).

beginnenden Moderne erklärt. Alte und neue Zeit stoßen darin aufeinander, und genau daraus ergeben sich Reibungen, die für die Modernisierungserfahrungen der Zeitgenossen des 19. Jahrhunderts insgesamt aufschlussreich sind. Das letzte Dorf im hintersten Wald wird so zum Fenster in die eigene, jedenfalls nicht-dörfliche Gegenwart der Stadt, etwa von Hildebrands Leipzig.

Ein Beispiel: Die Dörfler in Felders *NÜMMAMÜLLERS UND DAS SCHWARZOKASPALE* hatten gewohnheitsmäßig den Wirt eines bestimmten Gasthauses gebeten, ihre Angelegenheiten außergerichtlich zu regeln, um »die Herren auf dem Gericht«, wie es ironisch heißt, zu entlasten, vor allem aber um zu zeigen, »wie man die eigentlich gar nicht brauche, indem ja im Wald noch Männer seien, welche die hiesigen Verhältnisse besser zu beurteilen wissen als der Allerg'studierteste, wenn er fremd hereingekommen« (Felder 2013: 148). Als aber »das Kaspale«, einer der Titelhelden der Geschichte, eben diesen Wirt aufsucht, um steuerliche Fragen zu klären, muss er feststellen, dass die althergebrachte Position im Dorf inzwischen obsolet geworden ist. Das Gericht als zentrale Verwaltungseinheit hat deren Aufgaben endgültig übernommen. Die Vorgänge benötigen deshalb nicht nur mehr Zeit als vormals, sie führen zudem zu teils empfindlichen finanziellen Mehrbelastungen des einzelnen (ebd.: 149f.).

Modernisierung heißt Bürokratisierung und Zentralisierung; die Eigengerichtsbarkeit der Bauern wird eingeschränkt; kapitalistische Interessen und Abläufe bestimmen zunehmend den Alltag (»*Geld regiert die Welt!*«; ebd.: 153). Je näher am Zentrum man lebt, desto weniger kann man sich diesen Prozessen entziehen, aber, so die Gewissheit, »bei euch d'rin« (also im letzten Dorf des Tals) wird es »schon auch noch so werden, wenn's nicht halb und halb schon so ist« (ebd.: 154). Die Prozesse sind demnach nicht aufzuhalten. Allerdings setzt der Text den Herausforderungen und Zumutungen der Modernisierung etwas entgegen, was wie ein *Salto mortale* in eine zeitlose anthropologische Konstante anmutet – weder städtisch noch ländlich, weder okkupatorisch noch okkupiert, sondern menschlich. Als eine Art Antidot gegen die Bedrohlichkeiten des Neuen und gegen die Schwächen des Alten fungiert demnach eine bestimmte Wertorientierung, die den bäuerlichen zugleich als bürgerlichen Habitus ausweist: »Dem Braven, Fleißigen ist wohl und geht wohl, die Welt mag sein, wie sie will [...] – und einbilden darf sich einer schon auch a bitzle ›was, wenn er sich und die Seinen durch eigenen Fleiß redlich durch die Welt bringt!« (Ebd.: 155)

Dass Felder in der zitierten Rezension ausgerechnet mit dem Dorfgeschichten-Erfolgsautor Hermann Schmid in einem Atemzug genannt wird, mag ihm Genugtuung bescherzt haben. Sein Dichten wird so gewissermaßen durch die Vergleichsgröße »Schmid« satisfaktionsfähig. Das ist der eine Punkt. Der andere Punkt ergibt sich aus der in der Rezension attestierten Realität des Dargestellten: Von Beginn der Rezeptionsgeschichte an beharrt die Felder-Literaturgeschichtsschreibung auf der Singularität des Phänomens »Felder – der Bauer als Dichter«, eines Phänomens, das sie auf diesem Weg als Singularität allererst erzeugt, um es dann in ein besonderes Licht zu rücken. Von dieser Zuschreibung aus Leipzig ist alles andere abgeleitet, das gesamte Profil »Felders«, z.B. die einfache Herkunft oder die hauptberufliche Tätigkeit als Landwirt, die Ortsgebundenheit, die autodidaktische Selbstaufklärung oder, wie Felder in *AUS MEINEM LEBEN* sagt, »die Selbsterziehung« (Felder 2019: 279) als Grundlage der Volksaufklärung. Diese sei – darauf beharrt das koloniale Subjekt Felder auf dem Weg in eine postkolonial-kritische

Existenz – gerade nicht von oben programmiert. Vielmehr arbeite sie an einer »volkserziehende[n] Mission« (ebd.: 291) »von innen heraus« und mache sich dafür z.B. das heimische Liedgut zunutze. Oberste Priorität hat dabei die Befähigung der Bauernschaft zur politischen wie ökonomischen Selbstorganisation:

»Der Schauplatz meiner Darstellung ist ein ungemein enger, der Grundgedanke des Werkchens aber ein deutscher. Wir Wäldler leben ganz abgeschlossen von der Welt und Staat und Kirche [!] suchen aus unseren gemeinsten Leidenschaften Vortheil zu ziehen. Ein Einzelner kann dagegen nichts ausrichten, vor allem muß im Bauer der Geist der Gemeinsamkeit, des deutschen Genossenschaftswesens geweckt werden.« (Felder/Hildebrand 1984: 16f., 22.03.1866)

Davon abgeleitet ist auch das anders gerichtete Zielpublikum von Felders Schriften und vor allem seiner Dorfgeschichten, die eben nicht mehr wie üblich an eine urbane Leser*innenschaft, sondern an die, und zwar genuinen, Bewohner*innen der ländlichen Regionen selbst gerichtet sind bzw. sein sollen.

Haben wir hier also doch etwas tatsächlich Authentisches vor uns? Endlich einmal keine Usurpation der Deutungsmacht über ›das Dorf‹ von Seiten gebildeter städtischer Schichten, keine Kolonialisierung der Peripherie durch das Zentrum? Reizvoll wäre diese Deutungsperspektive sicherlich, und es ließen sich ertragreiche Ergebnisse daraus gewinnen. Dennoch ist Vorsicht geboten. Darauf verweist gerade die Frage nach dem Zielpublikum: Das Programm wird konturiert, indem sich die Autobiographie nicht allein auf die Autorität des Verfassers verlässt, sondern sich (ggf. um die hiesigen Bauern unter den Lesern zu überzeugen) auf eine Bitte des örtlichen Tierarztes beruft (vgl. Felder 2019: 148). Diesem zufolge sollten Bücher nicht mehr allein für diejenigen geschrieben werden, die »schon anstandshalber nur so von oben herab auf's Volk sehen, um es zu tadeln oder zu verspotten«. Wem es gelinge, »aus dem Volke heraus und mit gutem reinen Willen für's Volk, nicht für's Geld« (ebd.) zu schreiben, der könne »mehr ausrichten als ein Pfarrer« (ebd.), wäre also einflussreicher als eine der – neben dem (Tier-)Arzt, dem Lehrer und dem Bürgermeister – bedeutendsten dörflichen Institutionen.

Richtet man, so vorbereitet, die Aufmerksamkeit dann aber auf die zahlreichen Erzählerkommentare in Felders Texten, informieren diese oftmals in der Regel über Sachverhalte, die zu den Routinen ländlicher Lebensweise gehören. Der bäuerlichen Bevölkerung sind diese Dinge schlichtweg bekannt – die existenzielle Bindung des ländlichen Lebensvollzugs an die »Witterung« (Felder 2020: 11), die Konkurrenzen bei der Heuernte (ebd.: 76ff.), die »Schönheiten der Alpenwelt« (ebd.: 115). Dass die letztgenannten Beispiele aus dem Dorfroman SONDERLINGE zudem die Plot-Ebene verlassen und allgemeingültige Verhältnisse auf dem Land beschreiben, ist narratologisch auffällig. Einerseits dominieren mit Blick z.B. auf die Heuernte seitenlange ethnographische Beobachtungen, andererseits deuten metaisierende Passagen darauf hin, dass sich der Erzähler an ein gebildetes Publikum wendet: »Doch die Schönheiten der Alpenwelt sind schon oft und unübertrefflich geschildert worden, es wird daher hoffentlich genügen zu sagen, dass sogar Sepp alle seine Rechnungen vergaß und laut ausrief: ›Aber das ist schön, großartig, herrlich!‹« (Ebd.)

›Bäuerliche Aufklärung der bäuerlichen Schichten‹ erfolgt, so meine These, sowohl in den SONDERLINGEN als auch in NÜMMAMÜLLERS UND DAS SCHWARZOKASPALE stattdessen in oftmals sehr ausführlichen Dialogen, die den Realismus Theodor Fontanes vorwegnehmend meist als Streitgespräche angelegt sind und Sachverhalte innerhalb des bäuerlichen Zielpublikums verhandeln. Darüber hinaus versuchen (monologische) Reden Überzeugungsarbeit zur Verbesserung der Lebensverhältnisse auf dem Land zu leisten – nicht zuletzt aus ›Sonderlings‹-Perspektive.³² Wer so denkt, spricht und liest, gehört zu den Außenseiter*innen der agrarisch geprägten Gesellschaft, in denen er lebt und sich ausbildet, die er erleidet und kommentiert. Ähnlichkeiten der Figuren zu Felders eigener Soziobiographie sind sicherlich nicht zufällig.

Auch hier aber stellt sich die Frage: Wie authentisch ist eigentlich ›das Authentische‹? Der Eindruck entsteht, dass am Phänomen ›Felder‹ eine Art Exotismus reizte, mit dem weniger »das moderne Leben in diesen abgelegenen Winkel hinein zugreifen begann«, wie es in der EUROPA hieß,³³ sondern in dem umgekehrt die Vormoderne noch bis in die Gegenwart der 1860er Jahre hindurchschien – mithin eine Welt, in der Menschen existierten, die (wie Felder selbst) »noch nie ein Theater gesehen, noch nie einen Vortrag gehört« haben (Felder/Hildebrand 1984: 39, 28.05.1866) und in der eine »Reise« von Bregenz »nach Lindau [...] schon etwas [ist]! Viele, ja die Meisten Leute hier herum sind noch ihr Lentag nie so weit gewesen« (ebd.: 126, 04.04.1867). Da muss sich der Bauer dann schon einmal sagen lassen, wie er zu sprechen hat – ich habe auf diese anmaßende Haltung des Germanisten Hildebrand bereits hingewiesen: »Endlich die Sprache Ihrer Bauern entfernt sich doch wol zu oft von der Wirklichkeit und tritt zu weit in die abstracte Büchersprache hinüber. [...] Es ist ein alter Lieblingssatz von mir, daß sich auch das Abstracteste in der Volkssprache sagen läßt« (ebd.: 32, 22.05.1866). Hildebrand wird dadurch *nolens volens* zur Karikatur jenes ›Gelehrten‹ aus Ernst Dronkes Dorfgeschichte DIE MAIKÖNIGIN, der das Volkslied zu kennen glaubt, ohne die Rechnung mit dem Volk selbst gemacht zu haben.³⁴ ›Volkslied‹ und ›Dorf‹ kommen, so Dronke, eben nicht naturgemäß zusammen,

32 Für beides vgl. z.B. das Kapitel »Ein Sonderling als Küher« (Felder 2020: 131–159).

33 Felder an Moosbrugger, 26.6.1864; <https://www.felderbriefe.at/brief/franz-michael-felder-kaspar-moosbrugger-47>, Hervorhebung C.S. (zuletzt 16.03.2022).

34 Ein Gelehrter mit dem sprechenden Namen »Professor Zitat« im Gespräch mit einem Studenten: »Unter dem Volk, das ist's, was ich meine. Ich interessiere mich gerade fürs Volk. Sie glauben nicht, mit welchem Eifer, mit welcher Liebe ich schon mein ganzes Leben dem Volk zuwende!« So, da tun Sie wohl dran, sagte der andere trocken. »Kennen Sie denn die Lage des Volkes wohl?« Die Lage, wieso? Ich kenne seine Mundarten auf Jahrhunderte zurück, ich habe mich dem Studium derselben fast ausschließlich gewidmet und habe manchen glücklichen Fund getan, manche bessere Variante in den bisher verbreiteten Volksliedern entdeckt. Meine Verdienste um diese Seite des Volks sind anerkannt, mein Freund.« Das Volk ist Ihrem edlen Streben zu Dank verpflichtet, erwiderte sein Nachbar mit unveränderter Miene. [...]« (Dronke 1981: 25) Vgl. auch ebd.: 28: »Wenn Sie das Volk kennten, Herr Professor Zitat, so würden Sie wissen, daß dasselbe bei seinem Leben wahrlich keine Anregung finden kann, Lieder auszuhecken. Die sogenannten Volkslieder sind vielmehr von Müßiggängern verfaßt und bei Gelegenheit von Kirchweihen, Hochzeiten, Jahrmärkten aufs Volk übergegangen, das dann im Laufe der Zeit aus manchem schlechten Poeten ein schönes sogenanntes Volkslied gemacht hat. [...] « Das muß ich am besten wissen! Ich studiere schon so lange die Volkselemente, um zu wissen, was volkstümlich ist. [...]«

sondern sind selbst wieder urbane Konstruktionen, beruhen also auf Vorstellungen davon, wie das Volk zu sein oder wie ein Bauer zu reden habe. Felder weist Hildebrands Usurpations- bzw. Kolonisierungsversuch denn auch entschieden zurück: »Sind die Regenden Bregenzerwälder? Ja, durch und durch, voll und ganz so weit sie es sein sollen.« (Felder/Hildebrand 1984: 36, 28.05.1866)

Aus dieser Perspektive aufschlussreich ist, dass Felder sich nach eigenem Bekunden weniger von Auerbachs SCHWARZWÄLDER DORFGESCHICHTEN, die er gleichwohl sehr gut kannte,³⁵ als vielmehr von James Fenimore Coopers LEDERSTRUMPF-Reihe (1823–1841) zu seiner ersten Dorfgeschichte NÜMMAMÜLLERS UND DAS SCHWARZOKASPALE (1863) habe anregen lassen. Das exotisch »Andere« wird dadurch zugleich zum Reflexionsmedium und zur Darstellungsplattform für das Eigene, die Heimat, das Vertraute. Dass der ferne Kontinent »Amerika« im 19. Jahrhundert nicht nur via Auswanderung kolonisiert, sondern auch »von zu Hause aus« kolonialisiert wird, mag dies erklären. Einen Widerspruch müssen die Zeitgenossen selbst darin also nicht erkennen. An Cooper inspirierte Felder die Parallelen, die sich atmosphärisch aus dem Leben sowohl in den nordamerikanischen als auch Bregenzer Wäldern ergaben:

»Auf dem Heimwege von Au kaufte ich mir noch Papier, um wieder schreiben zu können. Denn ich bin immer noch mit meiner Dorfgeschichte beschäftigt und erlaube mir nur, ein wenig mit Dir über meine gegenwärtige Arbeit, mit der ich jetzt bis zum 7. Kapitel gekommen bin, mich zu unterhalten, denn ob es auch Dich unterhalten wird, ist noch sehr zweifelhaft. Als ich vor zwei Jahren Coopers »Lederstrumpf-Erzählungen« las, da schwärzte ich förmlich für den Wildtöter, diese schöne Dichtung, *aus der ein kräftiger Waldduft entgegenwehte*, begeisterte mich zu meinem Schwarzokaspale, und doch würde kein Mensch eine bedeutende Ähnlichkeit zwischen beiden finden. Aber das ist nicht nötig, ich wollte ja nicht nachschreiben.«³⁶

Wenn sie so schwer zu entdecken ist, worin könnte die zwischen dem »Wildtöter« Coopers und den eigenen Figuren attestierte »Ähnlichkeit« denn bestehen? Aus meiner Sicht findet sie sich im Gespür fürs Exotische – fürs Exotische nämlich des Eigenen. Dieses besondere Gespür zeichnet den sogenannten Bauerndichter Felder sicherlich schon deshalb auf ganz eigene Weise aus, weil der Autodidakt die dörfliche Heimat zugleich von Kind auf als etwas auch für ihn selbst Fremdes, mithin von den eigenen Interessen Abweichendes wahrgenommen hat. Als Lesender unterschied er sich von den anderen, von seiner Umgebung.

Vor diesem Hintergrund ist eine Parallelie aufschlussreich, die gerade durch die Cooper-Referenz in den Blick rückt. Aus meiner Sicht kann Felder durchaus als eine Art Eugène Sue des Dorferzählens wahrgenommen werden, weil er wie Sue mit seinem Feuilleton-Erfolgsroman DIE GEHEIMNISSE VON PARIS (LES MYSTÈRES DE PARIS) das Unvertraute aufruft, um das Vertraute, die Heimat, zunächst zu irritieren, dann aber zu festigen. Sue kündigte im Vorwort zu seinem Roman eine Reise ins Unbekannte der eigenen

35 Zu den sich – mutmaßlich aus »Einflussangst« (Harold Bloom) – selbst widersprechenden Auskünften Felders über die Rolle Auerbachs für das eigene Dorferzählen vgl. Kinder 2013: 216.

36 Felder an Moosbrugger, 10.3.1863; <https://www.felderbriefe.at/brief/franz-michael-felder-kaspar-moosbrugger-33>, Hervorhebung C.S. (zuletzt 21.08.2023).

Nation an, eine Art Ethnographie der Unterschichten, die ihn wie die bei Cooper zwar fiktional entworfene, hier aber faktual gelesene indigene Bevölkerung Nordamerikas als Studienobjekt interessieren:

»Man hat die bewundernswürdigen Stellen gelesen, in denen Cooper der amerikanische Wortgott die rohen Sitten der Wilden, ihre malerische poetische Sprache und die tausendfache List schildert, mittels welcher sie ihren Feinden entfliehen und dieselben verfolgen.« (Sue 1844: 4)³⁷

Ganz im Sinne Sues bietet Felders Dorferzählungen gleichsam ›Mystères‹ der Bregenzer Wälder, und zwar als Abbild der ruralen Moderne des 19. Jahrhunderts, deren Idylle nur noch als immer schon gebrochen inszeniert werden kann, weil das Leben stets positive wie negative Seiten hat – oder, wie Felder sagt, »alle Zeiten Gutes und Böses bringen können und [...] einer auch das *Böse* ertragen muß, wenn ihm das Gute Freude machen soll.« (Felder 2013: 43)

Die ›Bauern-Dichter-Existenz‹ ist dementsprechend ohne den Außenseiterstatus nicht zu haben. Allerdings ist Felder mehr als nur ein ›Mittler‹ wie Auerbachs Dorfgeschichten-Erzähler, dem zwar beide Lebenswelten, Stadt wie Land, vertraut sind. Felder lebte, arbeitete und ernährte sich ausschließlich als Landwirt. Zugleich schaute er von einem (imaginären wie realen) ›Seitenrand‹ auf das Leben im Dorf, auch das eigene. Dabei wurde sein an vielen Stellen der Autobiographie dokumentiertes Leid zur Voraussetzung fürs Erzählen. Felder war nicht nur stets mittendrin, sondern immer auch gleichsam ›außen vor‹ sowie ›darüber hinweg‹ positioniert. Dass das literarisch hervorgebrachte Dorf bei aller geforderten Realistik, die auch »die Schattenseiten des Bauernlebens darzustellen«³⁸ hat, nicht authentisch sein *kann* – das hat bereits Felder besser als seine (gebildeteren) Zeitgenossen verstanden. Diesem ›Dorf‹ ist eine ganze Tradition literarisierter Dörfer (Felder bezieht sich explizit auf Auerbach und Uhland) und poetischer Programme (Schiller) eingeschrieben.³⁹ Darüber hinaus unterscheiden sich ›literarisches Dorf‹ und ›dörfliche Realität‹ schon durch den Akt der Versprachlichung, der Auswahl, der Fiktionalisierung und der Narrativierung *de facto* voneinander. Felder weiß auch das, wenn er die Sprache der bäuerlichen Bevölkerung so ändert, dass sie selbst jenen Leser*innen einigermaßen verständlich wird, die dieses Dialekts nicht mächtig sind.⁴⁰

Die poeto- wie poesiologischen Rahmenbedingungen von Felders Dorferzählungen insgesamt erhellt die auf 1862 datierte Vorrede zu **NÜMMAMÜLLERS UND DAS SCHWARZOKASPALE**. Als Zielgruppe visiert Felder darin eine schichten- wie klassenübergreifende Gruppe an, wenn er seinen Text »den Freunden der Dorfgeschichte« widmet, also auf

37 Vgl. dazu auch Türschmann 2008.

38 Felder an Moosbrugger, 10.03.1863; <https://www.felderbriefe.at/brief/franz-michael-felder-kaspar-moosbrugger-33> (zuletzt 21.08.2023).

39 Auerbachs ›Bauern sind so herausgebürstet und gewichst, sie haben Uhlandische und Auerbachi-sche Gedanken und sind ganz gemacht für die noble Welt, aber – Schwaben sind es keine mehr, d.h. es sind verklärte Schwaben, wenn ich so sagen darf, wie die Schillerschen Gestalten‹ (ebd.).

40 Zum Verhältnis von Dialekt und Hochsprache im Überarbeitungsprozess zur Drucklegung hin vgl. Felder 2013: 186–191.

wohlwollende Rezipient*innen des Genres setzt. Er hat ein ethnographisches Interesse an »Leben und Sitten der Bregenzerwälder« – den aktuellen Dorfgeschichten aus dem Schwarzwald oder dem Elsass, aus Oberbayern oder Westfalen fügt er mithin eine weitere Region zu, die es erlaubt, die deutsche Kulturnation als Sprachraum genauer zu kartographieren. Er stellt sich als ein Kenner der Materie aus, der »aus eigener Anschauung« zu schöpfen vermag, also genau weiß, wovon er spricht. Das begründet seine Autorität. Hoch veranschlagt wird das Vorliegende nicht, Felder nennt es mit einem geläufigen Bescheidenheitsgestus ein »Werkchen«. »Form und Sprache«, sagt er, seien wie ›Land und Leute‹ »[e]infach und zwanglos«. Teils würde die Gegend dabei »nach einer beinahe tausendjährigen Abgeschlossenheit von der Welt in etwas lebhaften Verkehr mit derselben« kommen, teils habe sie sich »in Sitten, Kleidung und Sprache noch völlig so erhalten, wie es von den Vorfahren seit Jahrhunderten überliefert wurde« (Felder 2013: 7). Diese zeitliche Einordnung verweist auf die aktuelle Umbruchssituation, in der sich das Ländliche in Felders Aktualität befindet –⁴¹ das Dorf wird so als Teil einer ruralen Moderne erkennbar, einer Moderne, die ins Ländliche ausgreift, ohne dieses schon zu dominieren.

In der Dorfgeschichte NÜMMAMÜLLERS UND DAS SCHWARZOKASPALE zeigt sich dieses Neue etwa in Form von Migrationsbewegungen, die vor allem als Binnen- und Arbeitswanderungen ausgewiesen sind. Zuerst machen sich die beiden Söhne Nümmamüllers, Michel und Josef, auf den Weg ins Elsässische, um dort als Gastarbeiter im Handwerk ihr Glück zu versuchen. Dann verdienen Josef und (der titelgebende) Kaspar in der Schweiz ihr Geld, wo Josef bei einem Arbeitsunfall ums Leben kommt. Letztendlich erwerben sich die Außenseiter aber gerade auf diesem Umweg über die Außenwelt durch Fleiß und Redlichkeit, durch Klugheit und Ideenreichtum Ansehen *im Dorf*; sie heiraten und steigen aus einer unteren Position in der Dorfhierarchie in eine höhere auf. Die Botschaft lautet hier: Vertikale Mobilität im Dorf ist durchaus möglich – in beide Richtungen. Der ›Nümmamüller‹ wird im Dorf ja so genannt, weil er die angesehene Position als Müller verloren hatte und dadurch zum »nicht mehr Müller« (›Nümmamüller‹; Felder 2013: 9) wurde. Sowohl sein Abstieg als auch der spätere Wiederaufstieg machen die hierarchische Ordnung als konstitutiven Bestandteil der Dorfgemeinschaft sichtbar. Diese bestimmt als gleichsam natürliche Einrichtung die Topographie des Dorfes und wird nicht in Frage gestellt (ebd.: 67f.). Es gilt als erstrebenswert, sich darauf auszurichten.

In proleptischer Funktion macht der an dieser Stelle extern fokalisierende Erzähler darauf aufmerksam: Das Gerede der Leute sehe die verarmten (Nümma-)Müllers bereits wieder auf dem Weg zum Aufstieg im Dorf, der topographisch ein Abstieg ist: »Der bringe sein Haus wieder in's Unterdorf hinab. Das sollte bedeuten: Er werde noch ein Bauer gleich den reichen Unterdörflern werden.« (Ebd.: 67) Eine der beiden Töchter Nümmamüllers, Bäbele, treiben künstlerische Ambitionen, die sie zugleich für die Arbeit als Bäuerin untauglich machen (ebd.: 70, 121), aus dem ländlichen Raum in die Stadt. Auch

⁴¹ Kinder spricht von einer »Situation des Übergangs«, von der »Zwitterstellung der modernen Gesellschaft und ihrer Poesie zwischen Vergangenem und möglichem Zukünftigen«; er erläutert diese mit Schillers ÜBER NAIVE UND SENTIMENTALISCHE DICHTUNG (1795) – in der das Zukünftige in Form der Satire, der Elegie oder der (utopischen) Idylle als denkbar und gestaltbar diskutiert wird (vgl. Kinder 2013: 208f.).

ihr Weg beschreibt eine Form der Migration. Bäbeles Metier ist das Sticken. Indem sie aber an einer Stelle als »Angelika Kauffmann von Schwarzenberg« (ebd.: 113) bezeichnet wird, unterstreicht der Text die künstlerische Ernsthaftheit ihres Handwerks und erklärt dieses zur Kunst. Bäbele siedelt dauerhaft um, und zwar gern (ebd.: 179), ohne allerdings die innere Anbindung an die Heimat und die Eigenen zu verlieren (ebd.: 175).

Dass der Erzähler mit der doch erzwungenen ›Landflucht‹ dennoch nicht einverstanden ist, zeigt er deutlich. Zwar gibt eine Verwandte aus Konstanz, die ein Auge für die Begabung des Mädchens hat, diesem eine Chance. Eigentlich aber ist es ihr älterer Bruder, der Bauer Michel, der Bäbele ›in die Welt hinaus‹ ›stößt‹ (ebd.: 123), weil er (obwohl das Mädchen eigenes Geld damit verdient) für künstlerische Tätigkeiten kein Verständnis aufbringt. Solange sich die Machtverhältnisse im Dorf nicht ändern, lassen sich abweichende Lebensentwürfe auf dem Land nicht halten. Das Dorf ist für jemanden wie Bäbele noch nicht ›aufgeklärt‹ genug.

›Volksaufklärung‹ folgt machtkritischen Impulsen. Das bezeugen Felders der Dorfgeschichte NÜMMAMÜLLERS UND DAS SCHWARZOKASPALE vorgelagertes Programm sowie der Text selbst. Was der darin gestaltete Raum, der ›spezifische Ort, das hinterste Dorf des Waldes‹, letztmals zu vermitteln verspricht, sind ›gute Einsichten in eine möglichst unverfälschte Kulturnation, weil sich dort in Sitten und Kleidung und Sprache alles noch so völlig erhalten habe, wie es von den Vorfahren seit Jahrhunderten überliefert wurde.‹ An der Darstellung einer Idylle aber ist der Erzählung, die sich anschickt, ›aus dem wirklichen Leben‹ zu berichten, nicht gelegen (ebd.: 7). ›Unverfälscht‹, ›tradiert‹, ›jahrhundertealt‹ heißt nicht von vornherein ›besser‹ oder ›erstrebenswert‹. Vielmehr wird daran zunächst vor allem deutlich, dass in gut programmatisch protorealistischer Manier (vgl. dazu Schönert 2002) die Wäldergemeinde als besonderer Teil der gesamten Bevölkerung dort aufgesucht wird, wo sie lebt, wo sie liebt, wo sie arbeitet und feiert, nämlich auf engstem ländlichem Raum. Konflikte sind in diesem Rahmen vorprogrammiert: Außenseiter, Fremde, Frauen, konfessionelle Minderheiten werden nach Maßgabe der herrschenden Vorstellungen von ›Normalität‹ auch dort notfalls mit kruder Gewalt zur Anpassung gezwungen. Wie nebenbei wird außerdem das überlieferte Liedgut des Landstrichs – als zentraler Bestandteil und Ermöglichungsbedingungen der Normalitätserwartung – verschriftlicht und archiviert, oder es werden alpwirtschaftliche Techniken wie das Heuziehen ausführlich dokumentiert (vgl. Felder 2013: 72–76) – Informationen, die das bäuerliche Lesepublikum, wie gesagt, nicht benötigt. ›Aufgeklärt‹ im Sinne von ›gebildet‹ wird in diesem letztgenannten Fall allein das städtische.

Eine Art Gegenprogramm legt der Erzähler dem alten Müller, dem ›Nümmamüller‹, in den Mund. Wodurch sollte sich eine Dorfgeschichte gerade *nicht* auszeichnen? ›Derlei Geschichten werden alle von Studenten und solchen Stutzköpfen erdenkt für die fürnehmen Leut', die sonst nichts zu tun hätten und nichts zu sorgen‹ (ebd.: 23). Das Leid der anderen dient zur Kompensation der eigenen Leere und als Unterhaltung aus sicherer Warte: ›[U]nd da lesen dann die Fürnehmen solche Geschichten und Sachen, haben Angst und Sorgen um die Leut', von welchen sie lesen, als ob das ihre besten Freund, Brüder und Nachbauer wären, und wissen doch, daß alles rein erlogen ist.‹ (Ebd.) ›Nachbarn‹ mögen auch Städter haben, ›Nachbauern‹ sicherlich nicht. Der Abstand zwischen den Lebenssphären wird dadurch vertieft, die Grenze zwischen einer angemessenen und unangemessenen Rezeptionshaltung auch kategorial markiert.

Eine sphärenübergreifend angemessene Haltung findet Felder in Heinrich Zschokkes Erzählung DAS GOLDMACHERDORF (Zschokke 1857), die mit Felders eigenen sozial-reformerischen Bemühungen den Gedanken des Genossenschaftswesens auf dem Land stark macht⁴² und im Roman SONDERLINGE explizit nicht nur als gängige Lektüre erwähnt wird (Felder 2020: 73). Vielmehr lehnt sich Felders Roman auch erzähldramaturgisch wie persuasiv-programmatisch an Zschokkes Vorlage an: Kann es denn bei ›Sonderling‹ Sepps Reichtum, so fragt man sich in der Gerüchteküche des Dorfs, mit rechten Dingen zugegangen sein? Wie der Wohlstand von Zschokkes Protagonist Oswald nicht auf der Kunst des Goldmachens beruht, sondern auf redlicher und fleißiger Arbeit, so wird dem Dorf auch in Felders Roman das ›richtige‹, ›vorbildhafte‹ Verhalten an der Entwicklungsgeschichte eines Außenseiters vorgeführt, der erst zwei Dinge lernen muss: Zum einen setzt Volksaufklärung (sympathetische) Menschenkenntnis voraus. Andernfalls blieben alle Bemühungen vergeblich: ›Wie soll einer für die Mitmenschen etwas Gutes tun können, die er nicht kennt und nicht liebt?‹ (Ebd.: 134)⁴³ Zum anderen ist für ein vertieftes Verständnis teilhabende Sachkenntnis vonnöten ›Man muss selbst mit auf den Heuzug, wenn man die dabei vorkommenden Bräuche verstehen will‹; (ebd.: 149).⁴⁴ Die zentrale Botschaft des Romans SONDERLINGE in sozialpolitischer Hinsicht nimmt bereits Felders NÜMMAMÜLLERS-Geschichte vorweg, wenn dort der Überzeugung Ausdruck verliehen wird, ›[...] daß es [...] für das ganze Dorf, ja ich glaube sogar für die ganze Welt, am besten wär, wenn Arme und Reiche, [...] kurz, wenn jeder dem andern mit dem helfen tät', was er am besten könnte oder hätte‹ (Felder 2013: 182). Propagiert wird mithin ein genossenschaftliches Prinzip, in dem Altruismus und ›Eigennutz‹ (ebd.: 183) Hand in Hand gehen.

Ein vertieftes Verständnis der dörflichen Normalitätserwartungen zu gewinnen kann z.B. auch bedeuten, produktiv mit dem (vermeintlichen) Aberglauben der Dörfler umzugehen. Diese Passagen sind ebenfalls eher an ein städtisches als ein ländliches Lesepublikum gerichtet, wie ich meine. Wer sich bei einem heftigen Gewitter aufs Beten verlegt, sitzt demnach nicht unbedingt einem unsinnigen magischen Ritual auf, das darauf ausgerichtet sei, einen zürnenden Gott gnädig zu stimmen. Vielmehr ziele ein solches Verhalten darauf ab, sich auf etwas Anderes, auf etwas Höheres als die aktuelle Gefahr auszurichten und eben daraus auf eine Weise Trost zu schöpfen, der zufolge es

42 »[V]or allem muß im Bauer der Geist der Gemeinsamkeit, des deutschen Genossenschaftswesens geweckt werden.« (Felder/Hildebrand 1984: 16f., 22.3.1866)

43 Diese Einsicht formuliert im Roman Sepps Ehefrau Marie, mit der Franz Felder seiner eigenen Frau Anna Katharina Moosbrugger ein Denkmal setzte. – Auch zwischen Sepps Sohn Franz und Franz Felders eigener Biographie besteht eine große Nähe; sie wird an jenem bislang mit der Aussage Maries dokumentierten Punkt offensichtlich. Entsprechend erkennt Franz nämlich beim Bewirtschaften der Alm: ›Wenn er etwas für sie tun sollte, musste er sie doch erst kennen und lieben lernen.‹ (Ebd. 146) Vgl. dazu entsprechend die Darstellung der eigenen Bildungsgeschichte in Felder 2019: 131–136, sowie ebd.: 185–188 (Franz Felder wird in die Kunst des Käsemachens eingeführt).

44 Felder bildet auch dabei den eigenen Lernprozess ab: ›Das Hineinleben in die Anschauungsweise derer, die ich unterhalten wollte, nahm nicht nur meiner Redeweise das Fremdartige, das mich früher oft etwas hochmütig erscheinen ließ, sondern brachte auch mir das Wesen meiner Landsleute näher‹ (Felder 2019: 131f.), ›Ich dachte wenig mehr ans Lesen, seit ich auch da, wo ich lebte, so vieles mitzuempfinden und mitzusorgen fand, seit fast jedes Haus für mich ein Geschichtenbuch geworden war‹ (ebd., 152).

gelingt, gestärkt und ermutigt »allenfalls auch das Ärgste zu ertragen« (Felder 2020: 144) und seien dies die ggf. verheerenden Folgen eines Blitz Einschlags. Das Gebet verändert demzufolge nicht den darin angerufenen, sondern die Betenden.

Auf der einen Seite machten demnach die – wie bei Franz Felder selbst auch im fiktionalen Fall autodidaktisch angeeignete – Bildung und das Lesen die Grenzen zur kolonialisierenden Seite für ›Sonderlinge‹ wie Sepp oder Franz durchlässig. Auf der anderen Seite bildete beides zugleich die Voraussetzung für die kritische (postkolonialistisch anmutende) Reflexion des eigenen Lernprozesses und für dessen Revision. Für Franz gilt es, »[v]on den Menschen, mit denen er lebte«, zu »lernen«, nicht nur von den Büchern »in seines Vaters engem Hause« (ebd.: 150). Einzuüben ist ein unparteiischer Blick, denn nur diesem allein kann es gelingen, die ›Dummheiten‹ und Begrenztheiten beider Seiten zu erkennen: der Seite des (vermeintlichen) ländlichen »Aberglauben[s]« und der (ebenso vermeintlichen) religiöskritisch aufgestellten städtischen »Gelehrsamkeit« nämlich.⁴⁵ Beides markiert so etwas wie Überlebenswissen in je unterschiedlichen Räumen. Zugeschrieben wird dieser Blick letztlich dem gesamten – sei es städtischen, sei es ländlichen – Publikum.

Welche konkreten neuen Einblicke ins Dörfliche vermittelt die autochthon bäuerliche Perspektive? Kann es so etwas überhaupt geben? Zu beachten ist dafür zunächst einmal mehr, dass Felder im Briefwechsel mit dem Germanisten Rudolf Hildebrand als jemand erscheint, der die eigene Weltwahrnehmung als immer schon über den Buchstaben vermittelt versteht. Insbesondere war es ›das Zeitschriftenmachen‹, das nicht nur fürs Studieren und geistige Arbeiten maßgeblich wurde, sondern bezeichnenderweise auch dem Erleben selbst in gewisser Weise vorausging. Lektüren (prä)formierten Felders Welterschließung ebenso wie das Schreiben, das die Aufmerksamkeit auf Symptomatisches lenkte und das Alltägliche überhaupt erst sichtbar machte. Er habe ›erst recht zu lernen, zu arbeiten und zu erleben angefangen‹, so Felder, als er sich schon in jungen Jahren dem Projekt einer eigenen Dorfzeitschrift gewidmet habe (Felder/Hildebrand 1984: 9).⁴⁶ Anders gesagt: Felder geht Umwege über die Literatur und übers Selbststudium ein, um der eigenen Kenntnis des ländlichen Raums überhaupt habhaft zu werden, diese auszuweiten, zu erläutern und Verbesserungen der Verhältnisse vorzuschlagen. Um als dichtender Bauer ›Authentisches‹ mitteilen zu können, muss er nicht nur ein solcher sein, sondern sich Zugänge zur *Res publica literaria* verschafft haben. Dass ›das Dampfroß‹ und der ›Zeitgeist‹ »von Jahr zu Jahr« näher an »unser abgeschlossenes Thal« heranrücken, wie er schreibt (Felder/Hildebrand 1984: 10, 03.03.1866), war dafür die Voraussetzung.

45 So der ›einfache‹ Senn zum ›gelehrten Sonderling‹ Franz: »Ja, Franz, ich kann's dir sagen, du kommst unsreinem oft wenigstens so dumm und lächerlich vor als wir dir und ich möchte wahrhaft gern hören, was ein Unparteiischer zu meinem Aberglauben und deiner Gelehrsamkeit sagen würde.« (Felder 2020: 141) – In Berthold Auerbachs Erzählung *DER LAUTERBACHER* ist dieses Programm vorgeprägt, die ›Heimatwerdung‹ als Prozess der (wechselseitigen) Aneignung in der Zeit erzählt. Sie funktioniert, wenn sich beide Seiten, der von außen kommende Lehrer und die Einheimischen, aufeinander zubewegen und wechselseitig voneinander lernen (vgl. dazu Auerbach 1848).

46 Zur Gründung der *SCHOPPERNAUER SCHULZEITUNG* vgl. auch Felder 2019: 111.

Mit Blick auf das gesellschaftliche Leben im vorarlbergischen Schoppernau aber kann man durchaus sagen: Erst indem Felder zum Sonderling im Dorf wird (und d.h. in seinem Fall ja nichts anderes als: Indem er sich der okkupatorischen Normalität anpasst; ebd.: 18, 22.03.1866), gelingt es ihm, Fenster in eine Realität zu eröffnen, deren Einblicke und Einsichten aus der unmittelbaren Anschauung des Alltagslebens gewonnen sind. Die gelebte ländliche Kultur und die praktizierten Bräuche können erst dadurch genauer profiliert und beschrieben werden. Ein Beispiel dafür ist der Umgang der bäuerlichen Welt mit dem Kuss. Dass auf dem Vorarlbergschen Dorf nicht geküsst wird (ebd.: 99, 01.01.1867) ist nur für denjenigen auffällig und bemerkenswert, der das Küssen kennengelernt hat und dann vermisst. Im ländlichen Raum Felders ist es »als eine fremde – Bettlermode sehr verrufen« (ebd.: 103, 09.01.1867) – »die strenge Sitte, öffentliche Meinung ist dagegen« (ebd.: 257, 01.03.1868) –, hat ihn dann aber, so Felder, erst recht zum Plan einer Novelle mit dem Titel *LIEBESZEICHEN* angeregt (ebd.: 127, 04.04.1867).

Auch das dörflich-bäuerliche Verhältnis zum Tod bietet interessante Aufschlüsse mit Blick auf die Frage nach »autochthonen« Einsichten. Die Kulturgeschichte des Todes hat hier bereits klare, wiewohl zu revidierende Positionen bezogen. In der Vormoderne, die in den ländlichen Räumen des 19. Jahrhunderts bis in die Moderne hineinragt, gehörte der Tod nicht in die Privatsphäre, so lautet der Konsens. Vielmehr vollziehe sich das Sterben vor den Augen der Öffentlichkeit; dann halte die gesamte Dorfgemeinschaft die Totenwache. Man lässt die trauernde Familie demnach nicht allein, sondern teilt das Leid, trägt es mit und unterstützt die Hinterbliebenen in allen Belangen des täglichen Lebens.⁴⁷

Franz Michael Felders autobiographische »Dorfgeschichte« erlaubt den Realitäts-Check: Felder berichtet darin vom plötzlichen Tod seines Vaters und vom Zug des Dorfs in und durchs »Trauerhaus« aus diesem Anlass, also in und durch Felders eigenes Elternhaus. Von Mitleiden oder Mittragen kann dabei keine Rede sein. Vielmehr fungiert der Trauerbesuch als willkommene Gelegenheit, »das Fell des Bären« zu zerteilen und zu verteilen. Ähnlichkeiten mit einer neutestamentarischen Vorlage, bei der es um das Gewand des toten Jesus nach der Kreuzabnahme geht (vgl. Mt 27, 35 – nach Ps 22, 18), stellen die Bigotterie im dörflichen Umgang mit dem Tod noch weiter aus.

»Vom Morgen bis zum späten Abend währt das Kommen und Gehen derjenigen, welche ein Seelenalmosen, gewöhnlich ein Kleidungsstück des Verstorbenen [...] in Empfang nehmen und dafür dann den trauernden Spendern eine endlos lange, in der Regel ungemein peinliche Trostrede zum Besten geben.« (Felder 2019: 89)

Die Epikedralrede, also die Beerdigungs- und Trauerrede, erscheint hier nicht als Auftragsarbeit, sondern als unerwünschter (Neben-)Effekt einer althergebrachten Einmischung oder noch präziser als brutale Eindringung des Dorfs ins Innere eines Hauses und der trauernden Familie. Die Totenwache selbst gilt in Felders Autobiographie ebenfalls als ebenso unabdingbar wie aus Sicht sowohl der Trauernden als auch der Medizin unerwünscht und sinnlos.

47 Vgl. Ariès 2005: 30, 774f.

»Nach dem Nachtessen versammelt sich so ziemlich das ganze Dorf in allen Räumen des Hauses, um der armen Seele des Verstorbenen einen Psalter zu beten. Die Ärzte und auch einzelne gebildete Seelsorger haben bisher noch immer vergebens geredet gegen diese jeden fühlenden Menschen quälende Sitte, die, wenn der gestorbene einer ansteckenden Krankheit erlag, noch überdies recht gefährlich ist.« (Ebd.)

Als »tröstlich« wird das Ganze überdies nicht erfahren, im Gegenteil.

»Uns wenigstens tat es recht in der Seele weh, als wir die von des Vaters Hand noch an ihren Platz gestellten Werkzeuge, den Schraubstock, die Hobelbank und alles aus der Stube entfernen und im ganzen Hause das Unterste zuoberst räumen mussten, um Platz zu bekommen für die vielen Beter, die abends zu erwarten waren.« (Ebd.: 89f.)

Dem Brauch entziehen kann man sich also keinesfalls, im Gegenteil, man spielt mit und bereitet alles dafür vor, obwohl das erfahrene Leid in erster Linie dadurch nur noch gesteigert wird: »Weh tat uns dann auch das Lachen des fast teilnahmslos sich benehmen- den Haufens vor und nach dem Psalter.« (Ebd.: 90)

Dorfsozietät ist pragmatisch, mitleidslos, auf Unterhaltung bedacht, und der Tod wird zu einem dankbaren Anlass, sich wieder einmal zu versammeln und sich gemeinsam zu vergnügen, sich auch auf eine gewisse Weise zu bereichern, ohne Rücksicht auf die Hinterbliebenen. Felders Autobiographie dokumentiert diese brutal-empathielose Wirklichkeit in Form einer auch in ihrer Detailliertheit und Ausführlichkeit quälenden (Seelen-)Berichterstattung:

»Die übrige Zeit vertreibt man sich mit Kaffeetrinken und Plaudern, so gut man kann. Uns kam es unter diesen Leuten vor, ob wir gar nicht mehr da zu Hause wären. Wieder und wieder flohen wir aus dem Lärm in der Stube weg zur Leiche des Vaters, bei der neben einem Kruzifix ein mattes Licht brannte. Die Nacht war endlos lang, aber schlafen konnten wir doch trotz aller Müdigkeit nicht. Wenn uns die Augen zufielen und wir uns allmählich an den Lärm in der Stube zu gewöhnen begannen, fiel uns plötzlich wieder ein, wozu die da draußen versammelt waren. Erschrocken fuhren wir dann auf. Ein unaussprechlicher Schmerz, der uns durchzuckte, schien furchtbar schnell die wenigen Minuten des Vergessens und der Erholung wieder einbringen zu wollen. So weckte dann das laute Weinen des einen immer auch die andern wieder, bis endlich der Morgen kam, an dem wir den Sarg zunageln, die erste Schaufel voll schwarzer, hartgefrorener Erde ins Grab fallen hören mussten. [...]« (Ebd.)

So gesehen hat die Privatisierung des Sterbens und Todes, von der in der Kulturgeschichte des Todes spätestens seit dem 20. Jahrhundert die Rede ist, mithin deren beginnende Tabuisierung gerade in der bürgerlichen Moderne des 19. Jahrhunderts,⁴⁸ eigentlich recht viel für sich. Der Ort des Todes ist demzufolge entweder strikt zu vermeiden, er verbirgt sich wie in Theodor Storms fulminantem Todesgedicht GEH NICHT HINEIN gleich doppelt hinter Türen und spanischen Wänden (Storm 1987),⁴⁹

48 Vgl. ebd.: 713–770.

49 Vgl. dazu Stockinger 2005: 121f.

oder er wird in den Raum der Freundschaft verlagert und auf diese Weise privatisiert wie intimisiert. Dies geschieht in Hildebrands – im Rahmen der vertrauten brieflichen Zwiesprache mit Felder offenem – Bericht über das Sterben seiner eigenen Mutter, das als von ›fürchterlichem‹ »Leiden« ebenso wie von ›ergebener‹ ›Tapferkeit‹, ›unendlicher Milde und Güte‹ geprägt geschildert wird. Der dadurch erzeugte Erlebnisraum eigener Couleur ist auf Felder als »mein bestes Publicum für solche Reden« angewiesen, weil von dessen Seite mit ›ruhigem Verstehen‹ und ›warmer Teilnahme‹ zu rechnen sei. Die Öffentlichkeit bleibt nun ausgeschlossen (Felder/Hildebrand 1984: 223ff., 22.12.1867).

4. Schluss

Die Zeugnisse publizistischer Fremd- und (auto-)fiktionaler (Selbst-)Zuschreibung wie die aktuelle Forschung behandeln Felder als einen »indigene[n] Informant[en]« (Twellmann 2022: 502). Bis heute ist ›der dichtende Bauer‹ damit ein Produkt kolonialisierender Ermächtigungsakte. Für die Erprobung von Auerbachs Poetologie der distanzierten Nähe im Praxis-Test eignet sich sein Fall schon deshalb auf ganz besonders gute Weise, weil sich daran zeigen lässt, dass im 19. Jahrhundert jenseits der schon zeitgenössisch für die – man erlaube mir den Neologismus – Genrefizierung der ›Dorfgeschichte‹ valorisierten Kanonisierungsinstanz ›Auerbach‹ die Ausprägung einer tatsächlich ›indigenen‹ Stimme gar nicht möglich war. Bereits 1859 stellte Gustav Hauff kritisch fest, dass Auerbach »in literarischen Ankündigungen« als »Columbus« angekündigt worden und auch so ›aufgetreten‹ sei, und spricht dabei explizit von Auerbachs ›Colonisationstätigkeit‹ (Hauff 1859: 537). Eine ›indigene‹ Stimme musste deshalb, anders gesagt, erst durch die kolonialistisch vorgegebenen Normalitätserwartungen an Literarizität und (Gattungs-)Bildung hindurchgegangen sein, um sich ›authentisch‹ äußern zu können.

Felders fiktionale wie faktuale Profilierung des Status eines »aufgeklärten Sonderling[s]« (Felder 2019: 60), der »im Dorfe« notwendig »noch immer so ziemlich allein« (ebd.: 199) ist, ergibt sich daraus als geradezu notwendige Konsequenz. Denn nur der Außenseiter im Dorf kann sich einbilden, so etwas wie einen für die Beobachtung, Beschreibung und Analyse des sozialen Raums nötigen Abstand zu haben. Zugleich stellte Felder, wie ich zu zeigen versucht habe, die Grenzen seiner kultur-kolonialistisch geprägten Sozialisation aus, reflektierte diese und leitete genau daraus Ermöglichungsbedingungen für deren Überwindung ab. Wie später beim (post-)kolonialen Autor und Theoretiker Stuart Hall gehen bei Felder Überanpassung und deren Überwindung ineinander über. Das geforderte Prinzip der distanzierten Nähe oder des informierten Abstands zwischen Stadt und Dorf lässt sich so nicht aufrechterhalten bzw. wird in ein neues Prinzip des Dorferzählens transformiert: das Prinzip der informierten Nähe.

Der ›schreibende Bauer‹ kann nur deshalb zum ›authentischen‹ Sprachrohr des dörflichen Lebens werden, für das er außerdem Archivfunktionen übernimmt, weil er die Ermächtigungsprozesse der Moderne durchlebt und im Sinne der Erzeugung eines Dritten überwunden hat. Dass er dabei die dörflichen, vormodernen Traditionen und die städtisch geprägten Ablösungs- und Erneuerungsprozesse miteinander versöhnt, macht ihn

zu einem zentralen, leider noch weitgehend unterbelichteten Akteur in der Formung und Stabilisierung von bis heute wirkmächtigen Dorf-Scripts.

Literaturverzeichnis

- Ariès, Philippe (¹2005 [1978]): Geschichte des Todes. München: dtv.
- Ashcroft, Bill/Griffiths, Gareth/Tiffin, Helen (1989): *The Empire writes back. Theory and practice in post-colonial literatures*. London, New York: Routledge.
- Auerbach, Berthold (⁴1848): »Der Lauterbacher«, in: ders.: *Auerbach's Dorfgeschichten*. Mannheim: Bassermann, S. 415–512.
- Auerbach, Berthold (1981 [1842]): »Der Tolpatsch«, in: Hartmut Kircher (Hg.): *Dorfgeschichten aus dem Vormärz*. Bd. I, Köln: Informationspresse Leske, S. 41–63.
- Auerbach, Berthold (2014): »An J. E. Braun vom Verfasser der Schwarzwälder Dorfgeschichten«, in: ders.: *Schriften zur Literatur*, hg. von Marcus Twellmann. Göttingen: Wallstein, S. 253–257.
- Barthold, Willi W. (2021): »Eine sorbisch-deutsche Dorfgeschichte. Die Kolonialisierung ländlicher Räume in der deutschsprachigen Literatur der Sorben am Beispiel von Jurij Brězans 'Der Gymnasiast'«, in: *Zeitschrift für Germanistik* NF XXXI/3, S. 474–493.
- Bruck, Oliver (2000): »Die Gartenlaube für Österreich. Vom Scheitern des Projekts einer österreichischen Zeitschrift nach Königgrätz«, in: Klaus Amann/Hubert Lengauer/Karl Wagner (Hg.): *Literarisches Leben in Österreich. 1848–1890*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, S. 359–394.
- Donovan, Josephine (2010): *European Local-Color Literature. National Tales, Dorfgeschichten, Romans Champêtres*. New York: Bloomsbury Publishing.
- Dronke, Ernst (1981 [1846]): »Die Maikönigin«, in: Hartmut Kircher (Hg.): *Dorfgeschichten aus dem Vormärz*. Bd. II, Köln: Informationspresse Leske, S. 19–142.
- Earl of Shaftesbury, Anthony (1732): »*Soliloqui, or Advice to an Author*«, in: ders.: *Characteristics of Men, Manners, Opinions, Times. In Three Volumes. The Fifth Edition, corrected*. Vol. I. [London], S. 151–364.
- Eckhardt, Juliane (2003): [Art.] »Hildebrand, Heinrich Rudolf«, in: *Internationales Germanistenlexikon 1800–1950*, unter Mitwirkung von Antje Leike und Jürgen Thaler, hg. und eingeleitet von Christoph König, bearbeitet von Birgit Wägenbaur. Berlin, New York: de Gruyter, o.P. [CD-ROM].
- [Faber, J. F.]: »Berthold Auerbachs gesammelte Schriften. Zweite Gesamtausgabe«, in: *Augsburger Allgemeine Zeitung* vom 14./15.04.1864, Nr. 105–106, Beilage.
- Felder, Franz Michael (2013): *Nümmamüllers und das Schwarzkaspale. Ein Lebensbild aus dem Bregenzerwalde*, hg. von Ulrike Längle und Jürgen Thaler, mit einem Nachwort von Hermann Kinder. Lengwil, Oberhofen: Libelle.
- Felder, Franz Michael (²2019): *Aus meinem Leben, mit einem Vorwort von Arno Geiger, nach der Handschrift ediert*, hg. und mit einem Nachwort von Jürgen Thaler. Salzburg, Wien: Jung und Jung.

- Felder, Franz Michael (2020): *Sonderlinge. Bregenzerwälder Lebens- und Charakterbilder aus neuester Zeit*, hg. von David Franzoi und Jürgen Thaler. Lengwil, Oberhofen: Libelle.
- Felder, Franz Michael an Moosbrugger, Kaspar, 10.3.1863. URL: <https://www.felderbriefe.at/brief/franz-michael-felder-kaspar-moosbrugger-33> (zuletzt 21.08.2023).
- Felder, Franz Michael an Moosbrugger, Kaspar, 26.6.1864. URL: <https://www.felderbriefe.at/brief/franz-michael-felder-kaspar-moosbrugger-47> (zuletzt 16.03.2022).
- Felder, Franz Michael/Hildebrand, Rudolf (1984): *Briefwechsel 1866–1869*, in: Franz Michael Felder: *Sämtliche Werke*. Bd. 9, hg. von Walter Methlagl. Bregenz: Lingenhöhle.
- Freytag, Gustav (1855): *Soll und Haben. Roman in sechs Büchern*. Zweiter Band. Leipzig: Hirzel.
- Hagedorn, Friedrich von (1771): »An die Dichtkunst«, in: ders.: *Des Herrn Friedrichs von Hagedorn sämmtliche Poetische Werke*. Dritter Theil. Hamburg: Bohn.
- Hall, Stuart (2020): *Vertrauter Fremder. Ein Leben zwischen zwei Inseln*. Deutsch von Ronald Gutberlet. Berlin: Argument Verlag. (Original-Ausgabe: *Familiar Stranger. A life between two islands*, 2017)
- Hauff, Gustav (1859): »Ueber Dorfgeschichten, mit besonderer Rücksicht auf Vischer's ›Aesthetik‹ sowie auf J. Stilling's ›Jugend‹, Immermann's ›Münchhausen‹ und Auerbach's ›Schwarzwälder Dorfgeschichten‹«, in: *Deutsches Museum. Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben* 9, Juli-December, S. 537–551.
- Hildebrand, Rud. [ol] (1867): »Ein Bauer als Dichter«, in: *Die Gartenlaube* 1867/15, S. 234–238. URL: <http://www.felderverein.at/fmf.html> (zuletzt 14.03.2022).
- Keller, Gottfried (1978): *Gottfried Keller über Jeremias Gotthelf*. Mit einem Nachwort von Heinz Weder. Chronik und Bibliographie von Franz Cavigelli. Zürich: Diogenes Verlag.
- Kinder, Hermann (2013): »Nachwort«, in: Franz Michael Felder: *Nümmamüllers und das Schwarzokaspale. Ein Lebensbild aus dem Bregenzerwalde*, hg. von Ulrike Längle und Jürgen Thaler, mit einem Nachwort von Hermann Kinder. Lengwil, Oberhofen: Libelle, S. 199–225.
- Längle, Ulrike (2008): [Art] »Franz Michael Felder«, in: Wilhelm Kühlmann (Hg.): *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturaumes*. 2., voll. Überarb. Aufl., Bd. 1, Berlin, New York: de Gruyter, S. 401f.
- Latour, Bruno (2010): *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Aus dem Englischen von Gustav Roßler. Berlin: Suhrkamp.
- Nell, Werner (2014): »Die Stadt als Dorf. Über die Generalisierung von Nahräumen und ihre Grenzen«, in: ders./Marc Weiland (Hg.): *Imaginäre Dörfer. Zur Wiederkehr des Dörflichen in Literatur, Film und Lebenswelt*. Bielefeld: transcript, S. 175–194.
- Nell, Werner/Weiland, Marc (2014): »Imaginationsraum Dorf«, in: dies. (Hg.): *Imaginäre Dörfer. Zur Wiederkehr des Dörflichen in Literatur, Film und Lebenswelt*. Bielefeld: transcript, S. 13–50.
- Neumann, Birgit (2010): »Methoden postkolonialer Literaturkritik«, in: Vera Nünning/Ansgar Nünning (Hg.): *Methoden der literatur- und kulturwissenschaftlichen Textanalyse. Ansätze – Grundlagen – Modellanalysen*. Stuttgart, Weimar: Metzler, S. 271–292.

- Otto, Louise (1981): »Die Lehnspflichtigen. Westfälische Dorfgeschichte aus dem Jahre 1848«, in: Hartmut Kircher (Hg.): *Dorfgeschichten aus dem Vormärz*. Bd. II, Köln: Informationspresse Leske, S. 251–269.
- Redaction und Verlagshandlung (1867): »Zur Nachricht!«, in: *Die Gartenlaube* 1867/13, S. 208.
- Schenda, Rudolf (1970): *Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lestexte 1770–1910*, Frankfurt a.M.: Vittorio Klostermann.
- Schloenbach, Carl Arnold (1981a [1848]): »Die Hasenschlinge«, in: Hartmut Kircher (Hg.): *Dorfgeschichten aus dem Vormärz*. Bd. II, Köln: Informationspresse Leske, S. 227–242.
- Schloenbach, Carl Arnold (1981b [1848]): »Die zwölf Apostel«, in: Hartmut Kircher (Hg.): *Dorfgeschichten aus dem Vormärz*. Bd. II, Köln: Informationspresse Leske, S. 243–250.
- Schöner, Jörg (2002): »Berthold Auerbachs *Schwarzwälder Dorfgeschichten* der 40er und der 50er Jahre als Beispiel eines ›literarischen Wandels?«, in: Michael Titzmann (Hg.): *Zwischen Goethezeit und Realismus. Wandel und Spezifik in der Phase des Biedermeier*. Tübingen: Niemeyer, S. 331–345.
- Stockinger, Claudia (2005): »Paradigma Goethe? Die Lyrik des 19. Jahrhunderts und Goethe«, in: dies./Steffen Martus/Stefan Scherer (Hg.): *Lyrik im 19. Jahrhundert. Gattungspoetik als Reflexionsmedium der Kultur*. Bern u.a.: Lang, S. 93–125.
- Stockinger, Claudia (2018a): An den Ursprüngen populärer Serialität. Das Familienblatt *Die Gartenlaube*. Göttingen: Wallstein.
- Stockinger, Claudia (2018b): »Dorf in Serie? Von der Gartenlaube zum Tatort«, in: Magdalena Marszałek/Werner Nell/Marc Weiland (Hg.): *Über Land. Aktuelle literatur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Dorf und Ländlichkeit*. Bielefeld: transcript, S. 37–61.
- Storm, Theodor (1987): »Geh nicht hinein«, in: ders.: *Sämtliche Werke* in vier Bänden. Bd.1: Gedichte. Novellen 1848–1867, hg. von Dieter Lohmeier. Frankfurt a.M.: dtv, S. 93f.
- Sue, Eugène (1844): *Die Geheimnisse von Paris*. Übersetzt von A. Diezmann. Erster Band. Mit Illustrationen von Theodor Hosemann. Berlin: Meyer und Hofmann.
- Thaler, Jürgen (*2019): »Nachwort«, in: Franz Michael Felder: *Aus meinem Leben*, mit einem Vorwort von Arno Geiger, nach der Handschrift ediert, hg. und mit einem Nachwort von Jürgen Thaler. Salzburg, Wien: Jung und Jung, S. 355–387.
- Türschmann, Jörg (2008): »Spannung in Zeitungsliteratur. Romananfang und serielles Erzählen am Beispiel des frühen französischen Feuilletonromans«, in: Daniela Langer/Christoph Jürgensen/Ingo Irsigler (Hg.): *Zwischen Text und Leser. Studien zu Begriff, Geschichte und Funktion literarischer Spannung*. München: edition text+kritik, S. 225–246.
- Twellmann, Marcus (2022): »Franz Michael Felder: *Aus meinem Leben – Autofiktion, Autosoziobiografie, Autoethnografie*«, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 47, S. 480–514.
- Zschokke, Heinrich (1857 [1817]): »Das Goldmacherdorf«, in: ders.: *Novellen und Dichtungen*. Zehnte vermehrte Ausgabe in siebenzehn Bändchen. Sechzehnter Theil. Aarau: Sauerländer, S. 1–148.